



Edgar
Wallace

MARY
FERRERA
SPIELT
SYSTEM

Ein bezauberndes und elegant gekleidetes Mädchen taucht im Kasino von Monte Carlo auf und setzt an den Trente-et-Quarant-Tischen dauernd den Höchstbetrag. Sie scheint ein festes System zu haben, denn vor sich hat sie ein Blatt voller Zahlenreihen liegen, an dem sie sich immer wieder orientiert. Der versnobte Lebemann und Spieler Thomson Dawkes interessiert sich brennend für das System - und das Mädchen. Er beauftragt einen Detektiv herauszufinden, wer die geheimnisvolle Spielerin ist.

Im Büro des Detektivs wird der glühendste Anhänger des »Vereins gegen das Glücksspiel« durch einen Schuß getötet - Mary Ferrera, die eiskalte Spielerin, steht plötzlich unter Mordverdacht. . .

Neuer Kaiser Verlag, Hans Kaiser, Klagenfurt

Edgar Wallace

Mary Ferrera spielt System

LE SHALL SEE

Kriminalroman

Der Zinker Titel des Originals: »The Squeaker«
Mary Ferrera spielt System Titel des Originals: »Le Shall
See«

Alle Rechte vorbehalten
Die deutschsprachigen Rechte an diesen neuen Textfas-
sungen und diesem Doppelband liegen beim Neuen Kai-
ser Verlag, Hans Kaiser, Klagenfurt
Schutzumschlag: Volkmar Reiter, unter Verwendung ei-
nes Fotos von Thomas Reiter
Reproduktion: Schlick KG., Graz,
Satz: Times 10 Punkt,
Druck: Wulfenia, Feldkirchen, Karaten
Bindearbeit: Kaiser Klagenfurt

Soll ich Trauer tragen, weil ich mir die Mißbilligung von Inspektor Jennings zugezogen habe?

Jedesmal, wenn er mich sieht, faucht er mich an, und wenn er besser gelaunt ist, prophezeit er mir kopfschüttelnd nichts als Mißerfolg. Nun, da kann ich nur wie Billy sagen:

»Wir werden ja sehen.«

Im Rang jedenfalls stehe ich ihm heute nicht mehr nach, und mein Chef, der stellvertretende Polizeipräsident, hat seinen vertraulichen Bericht über mich mit der Bemerkung »hervorragende Leistungen« abgeschlossen. Das weiß ich, weil er selbst es mir gestern beim Abendessen erzählt hat. Er ist ein vollendeter Gentleman und hat mit keinem Wort die Ereignisse erwähnt, die sich am 18. Mai am Bahnhof von Tavistock zugetragen haben, noch sprach er von jener Nacht, als Mary Ferrera mit dem Revolver in der Hand leeren Blicks auf die zusammengesunkene Gestalt starrte, die über Billys Schreibtisch lag.

Die Wahrheit ist, daß ich Billy Stabbat, obwohl er ein Freund von mir ist, bei diesem bemerkenswerten Fall kaum eine Hilfe war; die Wahrheit ist ferner, daß die Affäre Stabbat herzlich wenig Ähnlichkeit mit den Sensationsgeschichten hat, die phantasiebegabte Journalisten aus ihr gemacht haben. Es ist beispielsweise eine Lüge zu behaupten, einer der Wärter wäre ermordet worden, und Stabbat und ich hätten bei der Beseitigung der Leiche geholfen. Der gute Mann lebt gesund und munter in Princetown in der Duchy Street 49, und ist heute für Gang 7, Block D, im Dartmoor-Gefängnis zuständig. Im übrigen war ich in London, als der Überfall verübt wurde.

Es ist relativ einfach, die wahre Geschichte über die beiden ungewöhnlichen Verbrechen zu schreiben, die dazu führten, daß zuerst Billy Stabbat und dann Mary Ferrera ins Gefängnis wanderten. Schwieriger ist die Überlegung, wo man mit dem Bericht anfangen soll. Ich könnte natürlich mit der Herkunft Billington Stabbats beginnen, nur weiß ich nicht mit Sicherheit, was für ein Landsmann er ist. Man hielt ihn schon für einen Engländer, Amerikaner, Kanadier und Australier. Doch weiß ich zufällig, daß er in Lima, der Hauptstadt Perus, geboren wurde. Er pflegte oft stundenlang von diesem Land zu erzählen und konnte Prescott, den bedeutendsten Historiker Perus, seitenweise zitieren. Die Namen Gonzalzo Pizarros und des heldenhaften Tupac Amaru Francesco von Toledo waren ihm - ebenso wie hundert andere Namen aus der Geschichte Perus - so geläufig wie die seiner nächsten Freunde.

Wer seine Eltern waren, weiß ich nicht, und habe nie danach gefragt. Auch von den früheren Stationen seines Werdegangs habe ich keine klare Vorstellung. Als ich ihn in Frankreich kennenlernte, war er schon in der ganzen Welt herumgekommen und diente nunmehr - von den Kanadiern »ausgeliehen« - im Obersten Hauptquartier der amerikanischen Armee. Es heißt, er wäre der beste Nachrichtenoffizier gewesen, den General Pershing je hatte.

Diese Art Arbeit war Billy nicht neu. Er war in Toronto bei der Kriminalpolizei gewesen, der cleverste Mann in der ganzen Truppe, und hatte sich gerade eine Beförderung verdient, als der Erste Weltkrieg ausbrach. Die meisten Leute haben schon einmal von der Briscoe-Bande gehört - zumindest die meisten Kanadier. Gerissene Burschen waren das! George Briscoe und sein Bruder

Tom waren die Anführer, und von Halifax bis Victoria in British Columbia gab es keinen Bankdirektor, der nicht mindestens einmal am Tag mit Bitterkeit an die Gebrüder Briscoe dachte. Beide waren sie Genies in ihrem Fach. Sie waren Geldschrankknacker, die niemals mit dem Brecheisen arbeiteten. Sie marschierten einfach in die Banken hinein, öffneten den Safe im Tresorraum, nahmen sich, was sie haben wollten und sperrten dann die Türen wieder hinter sich zu.

Nie gab es Anzeichen für einen Einbruch, außer daß eben Geld und Wertpapiere fehlten, und das machte den Bankdirektoren natürlich Angst. Stets sah es so aus, als wäre der Diebstahl von einem Angestellten der Bank begangen worden, der Zugang zu den Schlüsseln hatte oder die Zahlenkombination des Schlosses kannte. Ein Bankdirektor war so außer sich über den Verdacht, den man gegen ihn äußerte, daß er sich eine Kugel in den Kopf schoß.

Es gab nichts, was die Briscoes über den Bau und die Funktionsweisen von Schlössern nicht wußten. Sie waren geduldige, umsichtige, teuflisch geniale Verbrecher. Und Billy schnappte die Bande, ertappte Tom Briscoe auf frischer Tat und mit ihm vier seiner Leute. George nahm er in einem Hotel in Ottawa fest, doch gegen ihn reichten die Beweise nicht aus. Tom bekam zwanzig Jahre und erhängte sich in seiner Zelle. Ich erinnere an Billys spektakulären Erfolg, weil nur ein paar Leute hier, wo unser Interesse den einheimischen Verbrechen und Verbrechern gelten, etwas über den Fall Briscoe wußten, und das nicht einmal, nachdem George im »Old Bailey« der Prozeß gemacht worden war.

Ich glaube, die Geschichte beginnt in dem Augenblick, wo ich, im Begriff Billy zu besuchen, Levy Jones auf der

Treppe begegnete. Levy ist ein kleiner Bursche, nur ungefähr einen Meter fünfundfünfzig groß und in den Schultern so ungeheuer breit, daß er noch kleiner, ja beinahe mißgestaltet wirkt, Levy hat ein langes Gesicht mit einer hängenden Nase und einem großen Mund, der sich verdreht, wenn er lächelt. Der eine Winkel steigt dann höher als der andere, so daß sein Lächeln immer etwas Spöttisches hat.

Bei meinem Anblick zog er die buschigen Brauen hoch und streckte mir eine Hand von stattlicher Größe entgegen.

»Ach du meine Güte«, sagte er.

Levys Äußerungen der Überraschung waren stets unerwartet sanft und trafen niemals den Kern der Sache. Selten erlaubte er sich stärkere Flüche als eine alte Dame, der eine Masche von der Nadel gefallen ist.

Ich war überrascht und gleichzeitig erfreut, ihn zu sehen. Vor dem Krieg hatte er bei der Handelsagentur Mosser gearbeitet - als Kreditsachbearbeiter, glaube ich -, und ich hatte in diesem Augenblick keine Ahnung davon, daß er mit Billy zusammenarbeitete.

»Levy, na sowas!« rief ich. »Das ist aber mal eine freudige Überraschung. Ich dachte schon, Sie wären tot.«

»Nein, Sir«, antwortete Levy mit seinem verunglückten Lächeln, »ich lebe noch. Gott sei Dank. Ich arbeite jetzt für Mr. Billington Stabbat.«

»Das gibt's doch nicht!« Ich war ziemlich verblüfft. »Und wie sind Sie ausgerechnet ins Detektivgeschäft geraten? Sagen Sie, Levy, wie kommen Sie eigentlich zu dem Namen Jones?«

Levy krauste schnüffelnd die Nase.

»Das ist eine Kompromißlösung, Mr. Mont. Wenn ich mich Jiwitzki nenne, halten mich die Leute für einen

Bolschewiken. Sie sind doch kein Judenhasser, oder, Mr. Mont?«

»Nicht die Spur«, erwiderte ich wahrheitsgemäß. »Ein paar meiner besten Freunde gehören Ihrem königlichen alten Glauben an.«

»Wie das klingt!« meinte Levy. »Als wäre von einem Golfklub die Rede. Eigentlich tut's mir leid, daß Sie kein Judenhasser sind. Ich habe nämlich ein neues Argument für den jüdischen Glauben, das ich an Ihnen ausprobieren wollte. Bei unserem Rabbi hab ich's schon ausprobiert, aber der hat keinen Funken Humor. Kennen Sie die Geschichte von dem Juden und der Mehlbüchse . . .?«

Levy verfügte, wie die meisten seiner Landsleute, über ein reiches Repertoire an Anekdoten, in denen die angeborene Pfiffigkeit seiner Rasse spöttelnd aufs Korn genommen wurde, und seine Geschichte gefiel mir.

»Aber Levy«, sagte ich, »wie sind Sie denn mit Billy - Mr. Stabbat - in Kontakt gekommen?«

»Nennen Sie ihn ruhig Billy«, versetzte Levy, »Ich tu's auch, er will es so. Ich habe ihn im Krieg kennengelernt. Er hat mir das Leben gerettet.«

»Bei welcher Schlacht? Ich wußte gar nicht, daß Sie an der Front waren?«

»War ich auch nicht«, erklärte Levy. »Trotzdem. An dem Tag, an dem ich eingezogen wurde, lernte ich ihn kennen, und er besorgte mir einen Schreibposten in Plymouth. Doch das war noch nicht alles.« Er sprach in so feierlich ernsthaftem Ton, daß ich mich täuschen ließ. »Als der Krieg vorüber war, bewahrte er mich vor einem Schicksal, das weit, weit schlimmer gewesen wäre als der Tod.«

Da war selbst ich beeindruckt.

»Ich hatte ein Angebot von der Bereinigung Reisender

Varietetheater, als jüdischer Komiker aufzutreten«, fuhr Levy fort. »Und Billy holte mich da raus.«

Das alles redeten wir am Fuß der Treppe zu Billys neuen Büroräumen.

»Er ist ganz der alte«, antwortete Levy auf meine Frage. »Er hat sich kein bißchen verändert und wird sich wohl auch nie ändern. Einem Freund gäbe er sein letztes Hemd, und eine Frau braucht ihm nur ein bißchen etwas vorzuweinen, und er läßt sich für sie hängen.«

Prophetische Worte. Ich sollte mich an sie noch erinnern.

»Billys Weichherzigkeit Frauen gegenüber wird ihn noch Kopf und Kragen kosten«, fuhr Levy kopfschüttelnd fort. »Erst letzte Woche ging uns deswegen ein dickes Honorar durch die Lappen. Er sollte eine Ehefrau auf Abwegen beschatten, und als er sämtliche Beweise beisammenhatte, tat sie ihm plötzlich leid, und er schuf-tete Tag und Nacht, um ein Alibi für sie herbeizuzaubern. Die wußte, wie sie ihn zu nehmen hatte! Ein Tränchen rechts, ein Tränchen links, und uns kostete das achthundert Pfund, also vierhundert pro Träne. Als Billy zurückkam, brach ihm dauernd die Stimme, wenn er von ihr sprach, und er erklärte, unser Auftraggeber wäre ein elender, verdorbener Mensch und verdiente eine solche Frau gar nicht. Typisch Billy«, schloß Levy mit schwer-mütiger Bewunderung. »Vorsicht, Mr. Mont!«

Er zog mich zur Seite, um einem Arbeiter im weißen Kittel Platz zu machen, der die Treppe hinaufwollte.

»Der Innenausbau wird heute fertiggestellt«, bemerkte er. »Das ist der Elektriker.«

Ich warf einen Blick auf den Arbeiter im weißen Kittel. Er war ein blasser Mensch mit einem gestutzten roten Bart.

»Also dann, auf bald«, sagte Levy. »Ich fahre jetzt nach Whitechapel, um da ein bißchen rumzuznüffeln. Wir haben einen Auftrag von einer Versicherungsgesellschaft - Brandstiftung vermutlich. Ach, übrigens, lassen Sie sich von Billy von unserem neuen Klienten erzählen.«

Er zwinkerte geheimnisvoll, und ich lief die Treppe hinauf, um seinen Brötchengeber zu begrüßen.

Wenn ein Mensch plötzlich ins Rampenlicht gerät, behauptet auf einmal jeder, ihn zu kennen oder ihm persönlich begegnet zu sein, und kann gewandt und zungenfertig seine Erscheinung und seine Eigenarten schildern. Tatsache jedoch ist, daß nur wenige Menschen Billington Stabbat gekannt zu haben scheinen oder auch nur von seiner Existenz wußten, bevor das ganze Unheil begann. Neulich habe ich ihn in einer normalerweise gut informierten Zeitschrift als »bemerkenstwert hochgewachsenen Mann« beschrieben gesehen. Das ist absurd. Er ist ungefähr einen Meter fünfundsiebzig groß und wird etwa siebzig Kilo schwer sein. Er war gut gebaut, der Typ, der nie dick wird. Er hat, oder hatte in jenen Tagen, ein glattrasiertes Gesicht mit einer breiten, leicht gewölbten Stirn, ruhigen blaugrünen Augen und einer ziemlich kantigen Kinnpartie. Mich erinnert er immer an McKinnel, den englischen Schauspieler, und er hat auch etwas vom sprunghaften, dröhnenden Vortrag dieses Künstlers. Sein Gesicht konnte maskenhaft starr und unergründlich sein, und die wenigen Leute, die ihn persönlich kennen gelernt haben und sich an ihn erinnern, betonen, daß sie ihn niemals lachen oder lächeln sahen. Mir erscheint das seltsam, denn ich kenne ihn vor allem als einen Menschen, der innerlich voll sprudelnden Gelächters war; der die heiteren Seiten des Lebens sah und sie genoß.

Mein erster Eindruck, als ich sein großes Zimmer betrat, war der, daß hier alles funkelnagelneu war. Ein durchdringender Farben- und Kalkgeruch schlug mir entgegen, der neuen Häusern anzuhaften pflegt. Wenn es um seinen Komfort ging, war Billy sehr wählerisch, und er hatte persönlich die Innenausstattung des Zimmers aus- gesucht. Es war ein großer Raum, sehr hoch und hell. Drei Fenster blickten zur Bond Street hinunter, außerdem war noch ein ziemlich großes Oberlicht da. Vorher hatte ein Fotograf, der gerade *en vogue* war, sein Atelier in diesen Räumen gehabt. Er hatte Billy den Mietvertrag verkauft, um selbst bequemer gelegene Räume am Piccadilly zu mieten. Es gab keinen Aufzug im Haus, und offenbar hatte es seinen Kunden nicht gepaßt, drei Treppen steigen zu müssen. Der Boden war mit einem Teppich in satten Blau bedeckt, und auch die Wandtäfelung war in Blau gehalten, in einem lichten, zarten Blau.

Das Prunkstück des Zimmers war zweifellos der riesige offene Kamin, ein Traum aus Marmor. Der gemeißelte Sims wurde von zwei assyrischen Löwen getragen, *se-jeant* und *regardant*, wie es in den Heraldikbüchern heißt. Es waren wirklich zwei Prachtexemplare der Bildhauerkunst, und sie sahen, auch wenn sie nur dekorative Zwecke erfüllten, wesentlich überzeugender aus als beispielsweise die plumpen Landseer Löwen am Trafalgar Square oder die merkwürdigen Tiere, die das Postamt in der Fifth Avenue bewachen und die jeder New Yorker dem fremden Besucher voller Stolz zeigt. Sie wirkten erstaunlich echt mit ihren aufgerissenen Mäulern und den über den scharfen Zähnen hochgezogenen Lefzen.

Billy blickte auf, als ich eintrat, und sprang mit einem strahlenden Lächeln des Willkommens auf die Beine.

»Mont!« rief er, während er meine Hand umschloß.

»Komm herein und nimm auf dem neuen Teppich Platz - die Stühle sind noch nicht da. Wie findest du es?«

Er wartete nicht auf meine Antwort.

»Mont«, fuhr er fort, »ist dir eigentlich klar, wie groß die Ähnlichkeit des Lebens mit einer Patience ist? Wir spielen und spielen, und nur bei wenigen von uns geht sie auf. Wir lügen uns selbst etwas in die Tasche, Mont. Wir versuchen, uns vorzumachen, daß sich alles in Wohlgefallen aufgelöst hätte, wenn wir die rote Sechs auf die schwarze Sieben gelegt hätten statt auf den Haufen, und schmuggeln sie vom Haufen wieder ins Spiel. - Wie geht es dir?« fragte er unvermittelt.

»Warum diese moralischen Betrachtungen?« fragte ich zurück. »Liegt das an der Pracht deiner Umgebung?«

Mir fiel auf, daß er, nachdem er mich begrüßt hatte, unverzüglich, beinahe überstürzt, an seinen Schreibtisch zurückkehrte.

»Moralische Überlegungen«, erklärte er, »sind die natürliche Folge unmoralischer Erlebnisse - hättest du was dagegen, dich aufs Fensterbrett zu setzen, Mont? So, wie du jetzt stehst, bist du mir direkt in der Schußlinie.«

»In der was?« rief ich und traute meinen Ohren kaum.

»In der Schußlinie«, wiederholte Billy gelassen. »Das ist ein Ausdruck, der von Maschinengewehrschützen verwendet wird, mal mit und mal ohne plastische Adjektive.«

Ich ließ mich auf dem breiten Fensterbrett nieder, allerdings erst, nachdem ich es sehr sorgfältig abgetastet hatte, da Fensterbretter in frisch gestrichenen Häusern meistens das letzte sind, das trocknet. Und dann sah ich ein rotseidenes Taschentuch auf Billys Schreibtisch, und zu diesem rotseidenen Taschentuch strebte gleich darauf seine Hand. Ich brauchte nicht zu fragen, was dieses sei-

dene Tuch verbarg. Ich wußte augenblicklich, daß ein Revolver darunter lag, und ich fragte mich, warum. In der Regel gibt es im täglichen Leben eines Privatdetektivs wenig Dramatik und noch weniger Melodram.

Ich bemerkte, wie seine Augen von mir zur Tür wanderten, und als ich mich umdrehte, sah ich den Arbeiter im weißen Kittel, den mit dem gestutzten roten Bart. Er stand da und blickte zum Türsturz hinauf, während seine Hände mit einem Zollstock fummelten. Dann hörte ich Billington Stabbat sprechen.

»George«, sagte er gedämpft, und der Mann drehte sich um. »Kommen Sie her, George«, sagte Billy, »und halten Sie die Hände so, daß ich sie sehen kann. Sollten sie nämlich zu Ihren Taschen wandern, dann muß ich Sie mausetot schießen, und ich bin überzeugt, diesen Zustand würden Sie entsetzlich langweilig finden.«

Die großen braunen Augen unverwandt auf Billy gerichtet, näherte sich der Arbeiter langsam dem Schreibtisch.

»Gestatten Sie, daß ich Sie mit Sergeant Mont von Scotland Yard bekanntmache«, fuhr Billy mit einer schwungvollen kleinen Handbewegung fort. »Das ist Mr. George Briscoe aus Kanada. - Und, meint es das Leben jetzt gut mit Ihnen, George?«

Der Arbeiter leckte sich die Lippen und sagte nichts.

»Ich hatte die Ehre, Georges Bruder auf Lebenszeit ins Zuchthaus zu befördern, oder waren es nur zwanzig Jahre?« bemerkte Billy im Konversationston, als berichte er von einer Banalität. »Natürlich ist George mir deswegen ein wenig gram. Und ich vermute, er ist herübergekommen, um es mir heimzuzahlen. Viele Gelegenheiten dazu haben sich noch nicht geboten, wie, George?«

Noch immer schwieg der Arbeiter.

»Wie geht es übrigens Tom?« erkundigte sich Billington ganz unschuldsvoll.

Da brach der Mann sein Schweigen.

»Tom ist tot - das wissen Sie genau«, zischte er, und seine Stimme zitterte vor Haß.

»Ach du guter Gott, tatsächlich?« fragte Billy. »Der arme alte Tom. Er war ein gescheiter Bursche, George - ich weiß nicht, ob er nicht sogar gescheiter war als Sie. Nun, kein Mensch lebt ewig.«

Der Mann senkte den Blick zum Boden, ehe er wieder sprach.

»Ich mache jetzt keine krummen Sachen mehr, Mr. Stabbat«, sagte er mit leiser Stimme. »Es ist reiner Zufall, daß ich hier arbeite. Ich bin vor zwei Jahren aus Kanada herübergekommen, um neu anzufangen.«

»Sie sind vor sechs Monaten aus Kanada eingetroffen«, versetzte Billy freundlich, »und die Arbeit hier haben Sie nur bekommen, weil Sie dem Polier zehn Pfund zusteckt haben. Was Ihre Behauptung angeht, daß Sie einen neuen Anfang machen wollen, so kann ich nur sagen, daß Sie in den Raubüberfall bei Roberts, dem Juwelier in der Regent Street, im letzten Dezember verwickelt waren, obwohl ich bezweifle, daß unser ausgezeichnete Freund, Mr. Mont, es Ihnen nachweisen könnte. Aber«, meinte er mit einem Achselzucken, »das ist nicht mehr meine Sache. Ich widme mich heute einer äußerst ruhigen Tätigkeit, bei der ich entweder im Auftrag braver Ehemänner leichtlebige Ehefrauen jage oder, umgekehrt, im Auftrag tränenüberströmter Ehefrauen treulose Ehemänner. Ich bin nämlich unter die Privatdetektive gegangen, George, eine widerwärtige und abscheuliche Tätigkeit, die zu Recht von allen führenden Scheidungsrichtern verdammt wird.«

George strich sich langsam mit der Hand über seinen Bart.

»Sie sind ein prachtvoller Bursche, Stabbat«, sagte er - seine Ausdrucksweise war die eines gebildeten Mannes -, »aber früher oder später kriege ich Sie natürlich doch.«

»Wir werden ja sehen«, erwiderte Billy.

Diese Wendung, die er mit Vorliebe gebrauchte, war symbolisch für seine Einstellung zum Leben - eine Einstellung erwartungsfroher Neugier. Er war immer auf das Morgen gespannt und auf alles, was der folgende Tag bringen würde, ganz gleich, ob Sorgen oder Freude, Arbeit oder Vergnügen, Spaß oder Gefahr.

»Ich kann verstehen, George«, fuhr er fort, »daß Sie das durchaus natürliche und normale Verlangen haben, mich unter die Erde zu bringen. Und wie ich das verstehe! Wäre ich an Ihrer Stelle, mir ginge es nicht anders. Es ist ein Akt brüderlicher Pietät, und der Geist Ihres verstorbenen Bruders verlangt meine Opferung. In der Tat«, sagte er, und ich weiß, daß er dabei völlig aufrichtig war, »ich finde Ihr Verlangen, mich kaltzumachen, bewundernswürdig, und meine Achtung vor Ihnen ist um das Zehnfache gestiegen. Brüder müssen zusammenhalten, das ist meine Meinung. Es lag bestimmt nicht an mir«, fügte er ohne Lächeln hinzu, »daß Sie nicht zusammen in die nette kleine Anstalt außerhalb von Toronto gewandert sind. Aber ob Sie nun mich ›kriegen‹ oder ich Sie ›kriegen‹ werde - nun, das werden wir sehen.«

»Sie hätten einen guten Geschäftspartner abgegeben, Stabbat«, versetzte George. »Es widerstrebt mir, Sie zu erledigen, aber anders geht es nicht.«

Bill nickte verständnisvoll.

»Das verstehe ich vollkommen«, erwiderte er beinahe entschuldigend. »Nun, dann nur zu, alter Freund.«

George Briscoe schien etwas entgegen zu wollen, dann jedoch überlegte er es sich anders und ging langsam zur Tür. Die Hand an der Türkante, blieb er in tiefes Nachdenken versunken eine Weile stehen, und als er schließlich sprach, sprühte ein Glitzern in seinen Augen, das mir gar nicht gefiel.

»Ich bin heute hier fertig. Sie sind also von meiner Gegenwart - und Ihrer Angst - erlöst.«

Billington Stabbat warf sich in seinem Sessel zurück und lachte.

»Mal ganz ehrlich, George«, rief er herausfordernd, »und von Mann zu Mann - glauben Sie, daß ich vor Ihnen Angst habe?«

George zögerte. »Nein, das glaube ich nicht«, erklärte er schließlich.

»Der Revolver, den Sie die ganze Zeit in Reichweite auf Ihrem Tisch liegen hatten, war wohl nur eine simple Vorsichtsmaßnahme allgemeiner Art?«

Bill nickte.

»Aldann - auf Wiedersehen«, sagte George.

»Auf Wiedersehen«, gab Billy herzlich zurück.

Damit schloß sich die Tür hinter diesem ungewöhnlichen Verbrecher. Ich blieb ein wenig verdattert zurück, und Billy hatte einen Schimmer lautlosen Gelächters in den Augen.

Ich darf vielleicht erklären, daß ich aufgrund der äußerst unfreundlichen Behandlung, die mir bei der Festnahme des Canning-Town-Mörders widerfahren war, Krankenurlaub hatte. Die meisten Leser werden sich erinnern, daß wir, Constable Flannatty und ich, den Burschen schließlich auf den Wanstead Marshes stellten, und daß dieser mit einer Eisenstange ausgerüstet war, von der er ausgiebig Gebrauch machte, bis Flannatty ihn mit einem Zufallstreffer seines Gummiknüppels ins Traumland schickte.

Der Krankenurlaub - der Polizeipräsident bestand darauf, daß ich ihn nahm, obwohl Inspektor Jennings, damals mein Vorgesetzter, mir eine solche Erholungspause nicht gönnen wollte - hatte sich in vieler Hinsicht als nützlich erwiesen. Er gab mir Zeit und Gelegenheit, alte Freunde aufzusuchen und meinen kleinen Kommentar zu Lombrosos *Delinquent Woman* zu schreiben.

Ich möchte hier nur kurz erwähnen, daß ich noch in Oxford war, um mich auf eine Laufbahn im diplomatischen Dienst vorzubereiten, als mein Vater starb. Durch die Notwendigkeit, nun selbst meinen Lebensunterhalt zu verdienen, nahm ich mit Scotland Yard Verbindung auf, wo ein alter Freund meines Vaters, Sir John Jordan, sich erbot, seinen Einfluß geltend zu machen, um mir zu einer Karriere bei der Kriminalpolizei zu verhelfen. Zu dieser Zeit nun stand ich gerade vor der Beförderung und wußte, daß der Kommentar zu Lombrosos Werk sich auf meine Chancen, in den engen Kreis der politischen Abteilung einzudringen, günstig auswirken würde. Als ich, die Urlaubsgenehmigung in der Tasche, aus dem Yard

hinausmarschierte, hatte ich keine Ahnung, wie dieser Urlaub verlaufen und welches Ende er nehmen würde.

»Was hältst du von George?« fragte Billy, als wir wieder allein waren.

»Ein gefährlicher Mann«, erwiderte ich. »Du sagst, er hat das Juweliergeschäft in der Regent Street ausgeräumt?«

Mit einer Handbewegung fegte Billy das Thema vom Tisch.

»Wir wollen doch jetzt nicht fachsimpeln«, meinte er. »Außerdem ist alles, was du hier in diesen vier Wänden zu hören bekommst, vertraulich. Und überführen würdest du George sowieso nie im Leben. Er hätte zehn Alibis für die Tatzeit. Um auf ein freundlicheres Thema zu kommen, wie geht es dem sehr ehrenwerten Jennings?«

»Jennings?« wiederholte ich überrascht. »Kennst du ihn denn?«

»Kenne ich ihn denn?« echote Billy spöttisch. »Und ob ich ihn kenne! Ein Busenfreund von dir ist er nicht gerade, wie?«

»Nein, nicht gerade«, bestätigte ich.

Jennings war einer dieser engstirnigen Vertreter der alten Schule, die nichts dazulernen und nichts vergessen. Ich habe festgestellt, daß die Leute, die sich als »alte Schule« bezeichnen, nur konsequent in ihren Vorurteilen sind.

»Nun, er war vor zwei Tagen hier in diesem Büro. Er ist dick mit einem meiner Auftraggeber befreundet. Mr. Thomson Dawkes.«

Ich nickte. Ich kannte Dawkes vom Hörensagen und wußte auch, daß Jennings auf seine Bekanntschaft mit diesem wohlhabenden Mann sehr stolz war. Er war schon in Dawkes' Landhaus zu Gast gewesen und hatte dort an

der Jagd teilgenommen und wurde es niemals müde, die Namen der prominenten Persönlichkeiten ins Gespräch einfließen zu lassen, die er unter Dawkes' fürstlichem Dach kennengelernt hatte.

»Es wäre wohl indiskret zu fragen, warum Dawkes zu deinen Auftraggebern gehört?« bemerkte ich. »Er ist doch nicht verheiratet.«

Billington sah mich mit diesem verschmitzten Zwinkern an, das ich so gut an ihm kannte.

»Wahrscheinlich nicht«, erwiderte er. »Auf jeden Fall handelt es sich nicht um eine Ehegeschichte, es sei denn, es ist eine geplante Verbindung, die ihm Kummer macht.«

Er nahm das Taschentuch weg und legte den Revolver in die Schublade.

»Hier, in diesem Büro, kannst du jede Frage stellen, die dir in den Kopf kommt, Mont«, sagte er. »Sag mal, du könntest dich wohl nicht für ein, zwei Wochen freimachen - Urlaub nehmen?«

»Ich habe Urlaub«, erklärte ich. »Darum bin ich hier.« Und dann erzählte ich ihm, warum ich Urlaub hatte.

»Das ist ja prächtig«, stellte Billy fest. »Keinen hätte ich lieber an meiner Seite als dich. Erinnerst du dich noch an die Nacht, Mont, als die Deutschen oben den Kamm bombardierten und wir beide in einem eiskalten Unterstand hockten . . .«

Er tauchte in ein Meer von Erinnerungen. Es mutete mich seltsam an, daß wir jetzt über diese schrecklichen Tage und grauenhaften Nächte lachen und scherzen konnten, aber das liegt wohl in der menschlichen Natur. Ich bezweifle, ob das Leben lebenswert wäre, wenn wir fähig wären, ständig in den emotionalen Höhen zu leben, die wir in den hektischen Tagen des Krieges erreichten.

So abrupt wie er das Thema zur Sprache gebracht hatte, ließ er es wieder fallen und war schon bei einer ganz anderen Sache, während ich noch krampfhaft versuchte, mir den Oberst ins Gedächtnis zurückzurufen, von dem er gesprochen hatte.

»Thomson Dawkes kennst du natürlich«, sagte er. »Er ist ein Lebemann und Spieler und hat meiner Ansicht nach nicht unbedingt eine reine Weste. Er kam auf Empfehlung von Sir Alfred Cawley zu mir, der ein Freund von ihm ist, obwohl Cawley im Gegensatz zu ihm ein anständiger und ehrlicher Mensch ist.«

Billy drehte sich in seinem Sessel herum und legte seine Füße auf den Schreibtisch, während er sich eine Zigarre anzündete und mir dann die Dose reichte. Billy hat noch nie Manieren gehabt und bedient sich unweigerlich zuerst selbst.

»Die Geschichte beginnt im Frühjahr des vergangenen Jahres«, erklärte er. »Da war Dawkes in Monte Carlo. Im Kasino. Er hatte *Trente-et-Quarant* gespielt, und nachdem er ungefähr vierzigtausend Francs gewonnen hatte, hörte er auf. Du weißt ja, daß die Spielsäle gerade für Forscher der menschlichen Natur, wie Dawkes einer zu sein behauptet, eine merkwürdige Faszination besitzen. Er schlenderte also müßig durch die Säle und beobachtete die anderen Spieler. Ganz besonders wurde seine Aufmerksamkeit von einer jungen Frau gefesselt, die am selben Tisch mit ihm gespielt hatte.

Wenn man Thomson Dawkes glauben darf, war sie eine ausgesprochen hübsche Person. Er jedenfalls ist ganz von ihr hingerissen. Sie war schlicht und nicht sonderlich elegant gekleidet, und das Bemerkenswerte war, daß sie mit höherem Einsatz spielte als sonst irgend jemand am

Tisch. Das heißt, sie setzte dauernd den Höchstbetrag. Sie schien ein festes System zu haben, denn vor sich hatte sie ein ganzes Blatt voller Zahlenreihen liegen, an dem sie sich immer wieder orientierte.

Die junge Frau verlor unentwegt und legte dabei eine Unerschütterlichkeit und Kaltblütigkeit an den Tag, die bei Mr. Thomson Dawkes, der ja auch nicht gerade ein Gelegenheitsspieler ist, zunächst Bewunderung, dann Staunen erregten. Sie spielte ohne Pause von zwei Uhr nachmittags bis fünf Uhr, und dann wieder von sieben Uhr abends bis Mitternacht, wo der *Cercle prive* das Spiel beendete. An dem Tag, an dem sie Dawkes zum erstenmal auffiel, erfuhr er von ihren Tischnachbarn und von einem gesprächigen Croupier, daß sie zwei Millionen Francs verloren hatte. Eine ganz ungeheure Summe!

Ich nickte.

»Und man muß schon besonderes Pech haben, um so viel zu verlieren«, meinte ich.

»Das hatte sie offenbar auch«, sagte Billy. »Als die Säle sich leerten, sprach Dawkes sie an. Das ist so in Monte Carlo üblich, wo jeder über die Angelegenheiten der anderen informiert ist, auch über dessen finanzielle Verhältnisse. Er drückte ihr seine Teilnahme an ihrem hohen Verlust aus. Du weißt ja, daß die Leute in Monte Carlo im allgemeinen nicht steif und distanziert sind. Ganz im Gegenteil. Doch zu Dawkes' Überraschung ließ die junge Dame ihn mit einer eisigen Bemerkung abblitzen, ging auf ein Gespräch mit ihm gar nicht ein und ging augenblicklich in ihr Hotel, das ›Hôtel de Paris‹, das gegenüber vom Kasino ist.

Dawkes fühlte sich in seiner Eitelkeit gekränkt. Er glaubt nämlich unwiderstehlich zu sein und war nach dieser Abfuhr natürlich verstimmt. Er erkundigte sich im

Hotel nach der jungen Dame und erfuhr, sie wäre eine gewisse Mademoiselle Hicks. Ich persönlich bin davon überzeugt, daß das ein falscher Name ist, gewissermaßen das Äquivalent für X.

Am folgenden Nachmittag hielt er aufmerksam nach ihr Ausschau, da er vorhatte, genauer auf das System zu achten, nach dem sie spielte; aber sie kam nicht. Er hörte, daß sie am Morgen bereits mit dem Zug nach Calais abgereist war. Wer sie war, konnte ihm niemand sagen. Freunde hatte sie keine. Über ihre Angelegenheiten hatte sie mit niemandem gesprochen, hatte keinen Menschen ins Vertrauen gezogen. Dawkes, der ziemlich hartnäckig sein kann, betrieb weiter seine Nachforschungen und entdeckte, daß sie bei ihrer Abreise eine Handtasche vergessen hatte. Die verschaffte er sich. Sie war ein billiges Ding mit einem Henkel aus imitiertem Schildpatt, anscheinend ganz neu. Von der Art, wie man sie in London für ein paar Shilling kaufen kann. Nur reisen aber junge Damen, die es sich leisten können, an einem einzigen Tag im Kasino von Monte Carlo vierzigtausend Pfund zu verlieren, - das war damals der Wechselkurs - im allgemeinen nicht in billigen Kleidern und Accessoires. Die Tasche enthielt nichts außer etwas französischem Geld, zwei quittierten Hotelrechnungen und einer noch gültigen Rückfahrkarte dritter Klasse Brixton - Victoria-Bahnhof. Auch diese Funde paßten nicht zu den ungewöhnlich hohen finanziellen Verlusten, die die junge Dame hingenommen hatte, ohne mit der Wimper zu zucken, so als verfügte sie über Geld im Überfluß.«

»Mir macht das ganz den Eindruck, als hätte die junge Dame mit fremden Mitteln gespielt«, bemerkte ich, und Billy nickte.

»Das ist auch Dawkes' Theorie, aber wir werden ja se-

hen. Wessen Geld könnte es sein? Wie kommt eine junge Frau ihres Standes, so wie Dawkes sie einstuft, an solche Summen, ohne Verdacht zu erregen? Und zwar geschah das nicht nur einmal, sondern geschieht regelmäßig immer wieder.«

»Immer wieder?« fragte ich verdutzt.

»Ja, du wirst gleich sehen«, erwiderte Billy. »Dawkes kehrte damals nach England zurück und machte dann eine kurze Geschäftsreise nach New York. Auf der Rückreise ging er in Cherbourg von Bord, nachdem er zuvor telegrafisch einen Schlafwagenplatz von Paris nach Monte Carlo gebucht hatte. Er traf gerade noch rechtzeitig am Gare de Lyon ein, um den Riviera-Express zu erreichen. Da er sehr müde war, legte er sich sofort zu Bett. Als er am folgenden Morgen aufgestanden war und in den Gang hinausschlenderte, fiel sein Blick gleich als erstes auf die geheimnisvolle Miß X, die so adrett und gelassen und selbstsicher wie immer auf einem der Klappsitze saß. Sie erkannte ihn nicht oder tat jedenfalls so. Er machte nicht den Fehler, sich ihr aufzudrängen, und erst am zweiten Abend nach ihrer Ankunft in Monte Carlo sprach er sie wieder an.

Sie hatte gespielt und beinahe ebenso hoch gewonnen wie sie bei ihrem letzten Besuch verloren hatte.

›Sie haben ausgesprochenes Glück heute gehabt«, sagte Dawkes, und sie sah ganz erstaunt zu ihm auf. Du weißt ja, er ist ziemlich groß.

›Ja«, antwortete sie ein wenig hastig, ›ich habe heute abend wirklich viel Glück gehabt. Der Tisch hatte eine schwarze Serie.«

›Und morgen hat er eine rote«, meinte Dawkes mit einem Lächeln.

Die junge Frau sah ihn mit ernster Miene an.

»Das glaube ich nicht«, erwiderte sie durchaus ernsthaft.
»Erst übermorgen kommt morgens eine rote Serie und nachmittags eine schwarze.«

Und das Unglaubliche war, daß ihre Prognose stimmte. Dawkes versuchte, die Freundschaft zu vertiefen, aber Miß X war offenbar nicht übermäßig von ihm angetan, was nur beweist, was für eine klarblickende und intelligente junge Person sie ist. Mr. Thomson Dawkes war inzwischen, wie ich seinen Berichten entnehme, in die junge Dame ganz vernarrt. Nicht mehr das Geheimnis, das sie umgab, interessierte ihn, sondern die Frau selbst. Er schickte ihr Blumen und gab sich alle Mühe, sie zu einer Autofahrt auf der Grande Corniche und über Nizza nach Grasse zu überreden, wo die dummen Touristen alle das Parfüm kaufen, das sie in London viel billiger haben können. Aber sie war überhaupt nicht darauf versessen, seine Einladung anzunehmen.

Was danach geschah, weiß ich nicht, aber ich kann es mir denken. Hinsichtlich seiner eigenen Haltung der jungen Frau gegenüber drückt Dawkes sich sehr vage aus, dafür ist er in bezug auf ihre Haltung ihm gegenüber umso deutlicher. Es steht fest, daß es zu einem unerfreulichen Zwischenfall kam, bei dem sie ihm die Tür vor der Nase zuschlug. Was aber Dawkes vor ihrer Tür zu suchen hatte und wie er dazu kam, sich in eine so erniedrigende Position zu begeben, darüber läßt er sich in seinem Bericht nicht aus.«

»Aber wir können es uns denken«, warf ich ein, und Billy nickte.

»Auf jeden Fall reiste sie mit einem dicken Bündel Banknoten aus Monte Carlo ab und ließ einen sehr gekränkten und ärgerlichen Mr. Thomson Dawkes zurück. Und das ist die ganze Geschichte«, schloß er so abrupt

wie immer.

»Und worin besteht nun dein Auftrag?« fragte ich verwundert, denn ich hatte irgendeine aufsehenerregende Pointe erwartet.

»Mein Auftrag besteht darin herauszufinden, wer Miß X ist«, antwortete er. »Wo sie arbeitet, woher sie ihr Geld bekommt und so weiter.«

»Und mit diesen Informationen ausgerüstet, wird Mr. Dawkes . . .« Ich hielt erwartungsvoll inne, doch in diesem Augenblick wurden wir gestört.

Die Tür flog auf, und ein hochgewachsener, kräftiger Mann stürzte keuchend ins Büro.

»Da ist sie! Da ist sie!« rief er außer Atem vom eiligen Lauf die Treppe herauf und deutete mit wedelnden Armen zum Fenster hin.

»Schauen Sie aus dem Fenster! So eine Gelegenheit bekommen Sie nicht wieder, Stabbat. Da unten ist sie, direkt ihrer Haustür gegenüber.«

Billy lief zum Fenster und schob es hoch.

»Wo?« fragte er.

»Die Frau mit dem blauen Hut, die vor dem Juweliergeschäft steht. Sehen Sie sie?«

Billy beschattete seine Augen. Es war ein warmer, sonniger Tag, und sein Büro lag nach Südwesten.

»Ja, ich sehe sie«, antwortete er langsam.

»Sie geht in den Laden«, rief der hochgewachsene Mann aufgeregt. »Jetzt haben Sie sie, Stabbat.«

Billy hielt unschlüssig inne und streckte schon den Arm aus, um auf die Klingel an der Wand zu drücken. Oft erinnerte ich mich später dieses Moments, als Billington Stabbats geschmeidige Gestalt sich mit ausgestrecktem Arm über den Schreibtisch beugte und, die Fingerspitzen schon auf dem Klingelknopf, zögerte.

Hätte er nur geläutet, dann wäre diese Geschichte nie geschrieben worden. Thomson Dawkes wäre es erspart geblieben, von einem Chirurgen unters Messer genommen zu werden, Billy Stabbat hätte niemals eine Gefängniszelle von innen gesehen, und Sir Philip Frampton nähme weiterhin an seinen vierteljährlichen Banksitzungen teil.

Billy zögerte.

»Ich gehe selbst«, sagte er.

Ach, hätte er nur geläutet!

Aber er tat es nicht. Stattdessen griff er nach seinem Hut, der auf dem Schreibtisch lag, und stürzte aus dem Zimmer, während wir drei am Fenster stehenblieben.

Nämlich ein dritter Mann hatte im Gefolge von Thomson Dawkes das Büro betreten, und angesichts seines roten Gesichts und seiner schwerlidrigen Augen war mir recht unbehaglich geworden.

Der Mann sah mich anscheinend erst, als wir nebeneinander am Fenster standen. Da wandte er mir langsam sein Gesicht zu.

»Hallo, Mont«, sagte er unfreundlich, »ich dachte, Sie wären im Urlaub.«

»Bin ich auch, Sir«, erwiderte ich. »Aber heute wollte ich mal einen alten Freund besuchen.«

»Ach, der ist ein Freund von Ihnen?« fragte er in so geringschätzigem Ton, daß mir augenblicklich klar war, wie wenig Inspektor Jennings von Billy hielt.

»Ja, Sir«, antwortete ich. »Wir waren zusammen in Frankreich.«

»Hm! Ich persönlich habe für Stabbat nichts übrig. Er ist für meinen Geschmack viel zu unseriös. Niemals hätte ich Mr. Dawkes geraten, gerade diesen Mann zu engagieren. Ich schlug die Firma Seinbury vor, das ist die beste Detektei in der Stadt.«

Ich wußte zufällig, daß Seinbury außerdem Jennings' Schwager war, doch ich hielt den Moment nicht für geeignet, ihn daran zu erinnern.

»Aber«, fügte Jennings achselzuckend hinzu, »es haben eben so viele Leute Stabbat empfohlen. Mein Freund, Sir Julius Brown, den ich in Mr. Dawkes' Landhaus kennen-

lernte, und Lord Foley und verschiedene andere Herren, die Sie wahrscheinlich nicht kennen. Sie alle waren ganz begeistert von ihm.«

»Da!« rief Thomson Dawkes aufgeregt. »Da geht sie, und Stabbat ist ihr schon hinterher. So ein Glück, weiß Gott!«

Er drehte sich um und strahlte Jennings an, und dieser Speichellecker bemühte sich heldenhaft, ebenfalls Freude zu zeigen.

Thomson Dawkes war ein sehr großer und sehr gut aussehender Mann. Gutaussehend auf eine gesunde, robuste Weise. Warum er sich allerdings, eitel wie er war, das Gesicht mit einem dünnen, schwarzen Backenbart verunzierte, ist mir schleierhaft. Er hatte einen dichten, seidigen Schnurrbart, in dem nicht ein einziges graues Haar zu entdecken war, eine scharf gebogene Raubvogelnase und gutmütige, träge Augen. Seine Lippen waren voll und rot, sein Kinn ein wenig zu gerundet für einen Mann, doch er sah, das muß ich ihm lassen, wirklich blendend aus.

Seine Ausdrucksweise konnte derb und ungehobelt sein, und von dem Mädchen, das es ihm angetan hatte, sprach er mit Worten, die ein Gentleman niemals in den Mund genommen hätte. Sein Vater war Grubenbesitzer in Staffordshire gewesen und hatte seinem Sohn ein ansehnliches Vermögen hinterlassen. Thomson Dawkes war Anhänger des Boxsports und nannte ein Gestüt, eine Jacht und zwei Landsitze sein eigen. Und doch war es ihm nie gelungen, in den »besseren Kreisen« zu verkehren.

Die Leute spotten über die so genannte gute Gesellschaft, aber die gute Gesellschaft, so wie ich sie sehe, bedeutet nicht mehr und nicht weniger als ein bestimmter

Standard an Manieren und moralischen Grundsätzen. Thomson Dawkes hatte diesen Standard nie erreicht und folglich niemals mit den Männern und Frauen Umgang gepflegt, die ihn erreicht hatten. Es gibt Menschen, die ohne die Schmeicheleien jener, mit denen sie in Berührung kommen, nicht existieren können. In der Welt der guten Gesellschaft hat solche Katzbuckelei keinen Platz, denn ihr System ist demokratisch.

Thomson Dawkes jedoch genoß es, zu diesem und jenem um seine Meinung gefragt zu werden, liebte es, wenn die Leute vor ihm dienerten und ihm schmeichelten. Es ist nur zu natürlich, daß ein Mensch mit solchen Bedürfnissen auf eine niedrige Ebene der Intelligenz absinkt. Die Eitelkeit zeigt sich in keiner abscheulicheren Gestalt als dem ewigen Buhlen um Anerkennung.

Jennings machte mich nicht mit Dawkes bekannt. Ich vermute, er fand es unter seiner Würde auch nur einzugestehen, daß er mit einem simplen Sergeant der Kriminalpolizei bekannt war. Als die beiden Männer aus dem Büro gingen, fing ich noch die Worte: »Einer von unseren Leuten« auf.

Nachdem ich eine kurze Nachricht auf dem Schreibtisch zurückgelassen hatte, wollte ich mich auf den Heimweg zu meiner Wohnung in Bloomsbury machen und stieß auf dem Weg nach draußen genau an der Stelle wieder mit Levy Jones zusammen, an der ich mich zuvor von ihm getrennt hatte - am Fuß der Treppe.

»Sie gehen doch nicht schon, Mr. Mont?« fragte er überrascht. »Ich dachte, Billy hätte nicht sehr viel zu tun.«

»Billy mußte dringend fort«, erklärte ich.

Mit einem »Oh!« des Begreifens warf er den Kopf in den Nacken.

»Es geht wohl um den Dawkes-Auftrag, wie? Ich hab

Dawkes zusammen mit dem dicken Jennings die Bond Street raufstolzieren sehen. Sie machten beide einen sehr zufriedenen Eindruck.«

Ich berichtete Levy, was sich soeben abgespielt hatte. Er rieb sich die lange Nase.

»Ich hoffe von Herzen, Billy erwärmt sich nicht für diese Dame«, meinte er mit besorgter Miene. »Wenn sie in einer Dachkammer wohnt und für eine hochbetagte, leidende Mutter sorgen muß, oder wenn sie einen schwind-suchtkranken Bruder hat oder einen Sohn, den sie gern nach Eton schicken möchte, dann bricht Billy spätestens morgen nacht bei der Bank von England ein, um ihr das Geld zu geben, das sie braucht, um ihre Unterschlagungen wieder gutzumachen. Wir werden sehen«, brummelte er. »Ich wette, genau das hat Billy gesagt, als er den Auftrag bekam, und er sagt es bestimmt auch in diesem Moment. Besonders wenn sie interessant ist.«

Ich lachte.

»Ich glaube, Sie kennen Billy gar nicht richtig, Levy«, sagte ich.

»O doch«, entgegnete er grimmig. »Und wie ich ihn kenne.« Doch da hellte sich sein Gesicht plötzlich auf. »Kennen Sie die Geschichte von dem Juden, der in einer bitterkalten Nacht den katholischen Priester kommen ließ und ihn bat, seinen sterbenden Bruder zu trösten? Als der Priester ihn fragte, wieso er, ein Jude, nach ihm, einem katholischen Geistlichen geschickt hätte, erwiderte der Jude entrüstet: ›Ja glauben Sie denn, ich würde das Leben unseres alten Rabbi aufs Spiel setzen?‹«

Ich kannte die Geschichte nicht.

»Genau das«, verkündete Levy, »ist Billy!«

Ich begriff den Zusammenhang zwar nicht, aber Levy gab mir dazu keine Erklärung ab, sondern ging gleich

zum nächsten jüdischen Witz über, der zwar nicht druckreif war, aber sehr komisch. Levy Jones war ein durch und durch orthodoxer Jude, und doch ließ er keine Gelegenheit aus, sich über seine Landsleute lustig zu machen.

Ehe ich ging, fragte er, ob er mich am Abend besuchen könnte. Da ich nicht besonders viel zu tun und keine Verabredung hatte, bejahte ich mit Vergnügen, denn ich habe Levy sehr gern.

Er erschien pünktlich in der Doughty Street, und wir spielten Cribbage und unterhielten uns dabei über Billington Stabbat. Er erzählte mir etwas, das ich nicht gewußt hatte, nämlich, daß Billy mehr Leuten aus Deutschland herausgeholfen hatte als jeder andere. Er war es gewesen, der die Verteilung von Kompassen in den amerikanischen Gefangenenerlagern in Deutschland veranlaßt hatte.

Levy war mitten in einer Lobeshymne auf die vielen Tugenden seines Arbeitgebers, als dieser selbst erschien; das heißt, er platzte einfach herein, und die Wirtin folgte ihm mit vielen Entschuldigungen.

Er strahlte, und ich sah ihm an, daß er ziemlich erregt war.

»Levy!« rief er. »So ein Glück! Ich wollte Sie gerade sprechen.«

»Und ich wollte *Sie* sprechen«, gab Levy in vielsagendem Ton zurück. »Sie baten mich dringend, wichtige Informationen über den Griddlestone-Brand zu sammeln ...«

»Ach was! Unsinn! Dazu kommen wir schon noch«, unterbrach Billy ihn ungeduldig und setzte sich an den Tisch, »Mont von Monte Carlo«, sagte er unvermittelt.

»Was soll denn das heißen?« wollte ich wissen.

»Du fährst mit mir an die schöne Côte d'Azur - ha, das

reimt sich! Miß Hicks reist nämlich morgen früh auch dorthin.«

»Und woher weißt du das?« fragte ich.

»Ich habe sie gefragt«, erklärte er gelassen. »Ich habe eben mit Dawkes gesprochen. Er kommt in zwei Tagen nach. Die ganze Geschichte ist natürlich absurd und hat, da bin ich sicher, eine ganz simple Erklärung. Warum sollte sie kein Geld haben? Warum sollte eine reiche Frau nicht eine Vorliebe für billige Handtaschen haben? Die reichen sind schließlich die einzigen, die es sich leisten können, billiges Zeug zu tragen. Ich sage dir, Mont«, fügte er ernst hinzu, während er sich über den Tisch beugte und mich eindringlich anblickte, »nie bin ich einer Frau mit einem so reinen Herzen und einer so edlen Seele begegnet wie dieser ansprechenden zarten Person, Mary Ferrera! Man braucht ihr nur in die Augen zu sehen«, fuhr er fort, »in die klaren Tiefen . . .«

»Heiliger Strohsack«, stöhnte Levy. »Ich hab's Ihnen ja gleich gesagt, Mr. Mont. Ich hab's gewußt. So eine Frau braucht nur ihren Charme spielen zu lassen, und er ist völlig aus dem Häuschen.«

Billy explodierte meinen Erwartungen entgegen nicht. Sein Lächeln wurde immer strahlender und breiter, bis es einem reinen Ausdruck sprachlosen Entzückens glich.

»Ach Levy!« stieß er hervor. »Sie armer Irrer. Jetzt hören Sie mir mal zu, Leviticus«, bat er. »Diese Frau ist unschuldig, das werden wir noch sehen. Aber hinter der ganzen Sache steckt eine aufregende Geschichte, und der werde ich auf den Grund gehen. Sie kümmern sich hier um die Geschäfte bis ich zurückkomme - bis *wir* zurückkommen«, verbesserte er sich.

»Mensch, alter Junge, ich kann es mir nicht leisten, nach Monte Carlo zu fahren«, bemerkte ich. »Du bildest

dir anscheinend ein, daß ein Sergeant der Kriminalpolizei
...«

»Dir entstehen keine Kosten«, fiel Billy mir ins Wort,
»Thomas Dawkes ist damit einverstanden, daß ich einen
Assistenten mitnehme.«

Was hatte er zu ihr gesagt? Wie hatte er ihre Bekanntschaft gemacht? Wir stellten ihm beide diese Fragen, und er gab uns beiden nur ausweichende Antworten.

Daß ihre Freundschaft in kürzester Zeit sehr weit gediehen war, merkte ich, als sie zwei Tage später den Speisewagen des Riviera-Expreß zum Frühstück betrat.

Der Zug brauste durch das Rhône-tal, und wir hatten, glaube ich, gerade Avignon hinter uns gelassen, als ich Mary Ferrera das erstemal sah. Vielleicht sollte ich zunächst einmal erklären, wie es überhaupt kam, daß wir im Riviera-Express saßen. Wir hatten den Fehler gemacht, uns für den Elf-Uhr-Zug ab London zu entscheiden, da wir glaubten, sie würde einen Tag in Paris bleiben, wenn sie früher fuhr. Von dem Polizeibeamten auf der Kanalfähre, der alle Pässe überprüfen mußte und daher sämtliche Namen kannte, erfuhren wir, daß eine Miß Ferrera mit dem Schiff gefahren war, das an den Acht-Uhr-Zug Anschluß hatte, und mit dem Zug von Calais nach Mentone weitergereist war.

Daraufhin verfiel Billy natürlich auf eine dieser verrückten Ideen, die seine sprunghafte Natur ihm immer wieder eingeben. Er mietete einen Wagen, und wir fuhren zu einem Flugplatz in der Nähe von Wimereaux, und gleich darauf saß ich zum erstenmal in meinem Leben in einem Flugzeug. Das Erlebnis war angenehmer als ich erwartet hatte. Billy hatte beschlossen, bis Dijon zu fliegen und dort in den Riviera-Express umzusteigen. Ein seltsames Gefühl war das, als wir über das alte Schlachtfeld an der Somme flogen, über das wir uns Jahre zuvor so mühevoll hingeschleppt hatten. Als ich hinunterblickte und die Krater und Grabenzüge sah, die noch immer das Land wie Wunden bedecken, überkam mich Niedergeschlagenheit bei dem Gedanken an die grauenhafte Tragik, die Sinnlosigkeit des Geschehens. Mich schauderte, als ich auf das richtige Golgatha von Millionen Erlösern hinuntersah.

Ich war froh, als wir Reims - wo wir die Maschine wechseln mußten - hinter uns ließen. Auf dem alten Flugplatz hier hatten wir, jung und unerfahren, die Meister in dieser neuen Kunst bei ihren Flügen bewundert, die uns so wunderbar schienen.

Ich glaube, Billy kostete dieses Abenteuer an die hundert Pfund, aber in vieler Hinsicht war es sein Geld wert. Durch eine dichte Wolkenbank glitten wir schließlich abwärts und landeten auf einem der beiden Flugplätze in der Nähe von Dijon. Es regnete in Strömen, als wir landeten. Nie hatte ich den Geburtsort Karls des Kühnen so trist und düster gesehen. Als wir uns frischgemacht hatten, war es dunkel geworden. Wir verbrachten den Abend in einem Kino und den größten Teil der Nacht auf einem teuflisch zugigen Bahnsteig, über den eisige Böen hinwegfegten. Ich war heilfroh, als ich endlich den großen Scheinwerfer des Riviera-Expreß erspähte, der sich langsam aus der Finsternis näherte.

Mit viel Glück ergatterten wir zwei freie Schlafwagenplätze. Die junge Frau sah ich, wie ich schon sagte, am folgenden Morgen beim Frühstück zum erstenmal. Ich habe keine Begabung dafür, Frauen zu beschreiben. Ich sehe, daß sie hübsch oder gar schön sind, ohne erklären zu können, welcher Eigenart sie ihre Schönheit verdanken. Das erste, das mir auffiel war, glaube ich, ihr zarter, reiner Teint. Viel später dann, als ich mich ein wenig von dem Zauber ihrer Erscheinung freigemacht hatte, sah ich die tiefe Menschlichkeit in ihren Augen und die klare Linienführung ihrer geraden kleinen Nase.

Es gibt ein altes Bibelwort, das den Geist, der in ihren großen grauen Augen zu wohnen schien, am besten beschreibt - das Wort »liebevoller Güte«.

Ich sah diese »liebevoller Güte«, als sie sich uns gegen-

über an den Tisch setzte und sich mit Billy unterhielt. Die Beschreibung, die Mr. Dawkes uns von ihr gegeben hatte, paßte überhaupt nicht zu ihrer Erscheinung. Ich versuchte, sie mir kalt und unnahbar und hochnäsiger vorzustellen, und konnte es nicht. Darauf wurde mir mit plötzlicher Bestürzung klar, daß sie dennoch zweifellos eine kaltblütige Spielerin war, und auch diese Neigung schien mir nicht zu ihr zu passen. Ihre Stimme war mädchenhaft und melodisch, und wenn sie lachte, hätte man am liebsten mitgelacht.

Billy stellte mich ihr vor, unterschlug ihr aber meinen Beruf. Vermutlich hatte er ihr auch seinen nicht verraten. Ich fragte mich, wie es ihm gelungen war, sich so gut mit ihr anzufreunden, ohne daß seine Anwesenheit im Zug ihren Argwohn erregt hatte. Im Gegenteil, sie schien Billy erwartet zu haben, und schon ihre ersten Worte bestätigten diesen Eindruck.

»Ich habe Sie gestern abend in Paris gar nicht gesehen«, bemerkte sie. »Ich habe den ganzen Zug entlanggeschaut. Waren Sie schon sehr früh da?«

»Wir sind bis Dijon geflogen. Ich hatte dort geschäftlich zu tun«, erklärte Billy.

»Sie steigen in Marseille aus, nicht wahr?« fragte sie.

»Äh-hm«, erwiderte Billy mit einem Hüsteln, »eigentlich wollte ich, wie ich Ihnen erzählte, bis Montpellier weiterfahren, aber ich denke, ich mache erst einen kleinen Abstecher nach Monte Carlo - nur für ein, zwei Tage.«

Bei diesen Worten verfinsterte sich ihre Miene, und sie wurde blaß.

»Ach, wirklich?« sagte sie, und dann sah ich, daß ihre warmen Augen in der Tat recht unzugänglich blicken konnten, »Entschuldigen Sie«, fügte sie hinzu und stand

mit einem ruhigen, ernsten Blick auf Billy vom Tisch auf, um in ihr Abteil zurückzukehren. Ihr Frühstück hatte sie nicht angerührt.

Nicht einmal an jenem historischen 21. März 1918, als Billy und ich westlich von St. Quentin ins Divisionshauptquartier marschierten und das Kasino fest in deutscher Hand vorfanden, habe ich auf Billys Gesicht einen so klaren Ausdruck von Ungläubigkeit und Bekümmern gesehen. Und ich wußte instinktiv, daß nicht der etwaige Verlust seines beruflichen Prestiges ihm Kummer bereitete. Meiner Ansicht nach hatte er in diesem Moment vergessen, daß er von Mr. Thomson Dawkes beauftragt worden war, diese junge Frau zu überwachen, und hatte nur Angst, ihre Freundschaft zu verlieren.

Auf dem Rückweg vom Speisewagen zu unserem Schlafwagenabteil mußten wir drei Waggons passieren, und unter der Tür eines der Coupes wartete die junge Frau.

»Würden Sie einen Moment hereinkommen?« sagte sie und führte uns in das enge, kleine Abteil. »Sie haben mich wahrscheinlich für schrecklich unhöflich gehalten«, fuhr sie offen fort, »aber ich bekam einen ziemlichen Schreck, als ich hörte, daß Sie nach Monte Carlo wollen. Denn wissen Sie«, fügte sie mit einem schattenhaften Lächeln hinzu, »ich bin eine notorische Spielerin, und es gibt Momente, da schäme ich mich dessen sehr und würde diese Schwäche am liebsten vor meinen Freunden verbergen.«

Ihre ernsten Augen waren auf Billy gerichtet. Mir schenkte sie kaum Aufmerksamkeit.

»Aber Miß Ferrera«, begann Billy, doch sie unterbrach ihn.

»In Monte Carlo gebrauche ich meinen Namen nicht«,

erklärte sie. »Da nenne ich mich Miß Hicks. Das klingt so ähnlich wie das französische X.«

»Dachte ich mir's doch«, meinte Billy und verbesserte sich hastig, indem er sagte: »Ja, das glaube ich. Aber wirklich, Miß Ferrera . . .«

»Miß Hicks«, korrigierte sie lächelnd.

»Miß Hicks«, sagte er, »Ich muß es mir merken - Hicks! Bitte glauben Sie nicht, daß ich das Glücksspiel verurteile. Im Gegenteil, ich spiele selbst ab und zu ganz gern.«

Sie stieß einen tiefen Seufzer aus, und mir schien, daß es ein Seufzer der Erleichterung war.

»Dann ist es gut«, sagte sie. »Spielen Sie auch, Mr. Mont?«

»Ich habe mir diesen Luxus nie leisten können, aber es muß wohl ziemlich aufregend sein«, erwiderte ich, und diesmal drückte ihr Seufzer keine Erleichterung aus.

»Es ist zweifellos die ermüdendste, langweiligste Sache der Welt«, entgegnete sie überraschenderweise und wechselte das Thema, indem sie eine Bemerkung über den Plan der französischen Regierung machte, die Rhône bis Genf schiffbar zu machen.

Nachdem wir das Abteil verlassen hatten, sah ich sie erst ungefähr eine Stunde nach unserer Ankunft wieder, als sie gerade aus »Lloyd's Bank« kam.

Trotz seiner glitzernden Flatterhaftigkeit ist Monte Carlo für mich das hinreißendste Fleckchen auf Gottes Erde. Ich kenne keinen Ort auf der Welt, wo ich lieber als in diesem Paradies mein Leben verbringen und beenden möchte, und ich wäre zufrieden gewesen, lange Spaziergänge am Strand zu machen oder an den Berghängen zu wandern und abends zeitig zu Bett zu gehen. Das Kasino lockt mich nicht sonderlich; die fahlen, gierigen Gesich-

ter, die man an den Spieltischen sieht, haben etwas Abstoßendes und Erschreckendes.

Und doch erinnert mich der *Cercle prive* trotz seiner Rosa- und Goldtöne und trotz seiner weißen Gipskaryatiden merkwürdigerweise immer an das schöne Vorzimmer einer päpstlichen Residenz.

Als wir an diesem Abend in den *Cercle* traten, sahen wir, daß an allen Tischen lebhaft gespielt wurde, besonders am *Trente-et-Quarant-Tisch*, der sich am gegenüberliegenden Ende des Raumes befand.

»Da ist sie«, bemerkte Billy mit leiser Stimme.

Die junge Frau, die an einem der Tische saß, hatte ein dickes Bündel Tausendfrancscheine vor sich liegen. Kleine Papierstreifen unterteilten das Bündel in Zwölferpacken.

»Sie setzt Maximum.« Ein Unterton der Bewunderung schwang in Billys Stimme.

Man hätte meinen können, die junge Frau wäre dabei, etwas sehr Lobenswertes zu tun, nicht, Geld mit vollen Händen auszugeben, das ihr meiner Überzeugung nach gar nicht gehörte. Beinahe so fingerfertig wie ein Croupier ging sie mit den Scheinen um, schnippte zwölftausend Francs von der einen Seite des Tisches zur anderen, und das so sicher und geschickt, daß die Scheine genau auf die von ihr beabsichtigte Stelle fielen. Und immer wieder blickte sie während des Spieles in ihr Notizbuch.

Sie gewann unaufhörlich - erst zwölfmal hintereinander auf Schwarz, dann vierzehnmal abwechselnd auf Farbe und *Inverse*. Nur einmal sah sie auf, und ihr Blick traf den Billys, doch kein Erkennen und kein Gruß blitzte in ihren Augen auf. Erst als der Tisch geschlossen wurde und ein Run auf den Roulettetisch einsetzte, wo fünf Minuten länger gespielt wurde, zeigte sie uns, daß sie unse-

rer Anwesenheit gewahr war.

Sie schob die Geldscheine zusammen und stopfte sie in ihre große Handtasche. Dann ging sie unverzüglich auf Billy zu.

»Nun?« sagte sie herausfordernd, und ich sah den beinahe trotzigen Ausdruck in ihren Augen. »Bin ich eine Spielerin oder bin ich keine?«

»Sie scheinen gewonnen zu haben«, erwiderte Billy.

»Nur hunderttausend Francs«, antwortete sie. »Aber ich glaube, morgen werde ich hoch gewinnen. Der Tisch hatte eine ganze Woche lang eine schwarze Serie. Am letzten Montag, sagte man mir, wurde er dann wechselhaft und hat sich erst heute wieder beruhigt.«

Es war erstaunlich, sie von einer Anzahl roter und schwarzer Spielkarten sprechen zu hören, als gehorchten sie einem festen Gesetz.

Im Foyer des »Hôtel de Paris« wünschten wir ihr gute Nacht und verabschiedeten uns von ihr, da wir im »Hermitage« abgestiegen waren. Und auf dem Rückweg zum Hotel berichtete er mir, wie es ihm gelungen war, mit ihr Bekanntschaft zu schließen. Dank eines überaus glücklichen Zufalls hatte er sie davor retten können, von einem ins Schleudern geratenen Omnibus überfahren zu werden; womit ich sagen will, daß es ein Glück war, daß er zur Stelle gewesen war.

»Eine wunderbare Frau, Mont«, erklärte er feierlich, als wir unseren Schlaftrunk zu uns nahmen. »Eine ganz erstaunliche Person und zweifellos ein mathematisches Genie. Ist dir aufgefallen, wie sie mit den Scheinen umging?«

»Wie eine Kassiererin von der Bank«, erwiderte ich.

»Du bist voreingenommen«, erklärte Billy. »Wir werden ja sehen!«

Doch wir sahen in Monte Carlo herzlich wenig, wovon wir nicht schon gehört hatten. Nach Ablauf eines einwöchigen Aufenthalts wußte Billy über diese seltsame junge Frau so wenig wie zuvor. Es boten sich nur wenige Gelegenheiten, mit ihr zusammenzutreffen. In den Spielsälen ließ sie sich immer erst ab zwei Uhr sehen - ab zwei Uhr fünf, um genau zu sein. Punkt fünf Uhr unterbrach sie ihr Spiel und kehrte in ihre Suite im Hotel zurück. Die Mahlzeiten nahm sie offenbar alle im Salon ihrer Suite ein, und wenn sie Spaziergänge machte, so zu einer Stunde, die wir erst entdeckten, als Billy es sich zur Gewohnheit machte, morgens schon vor acht vor dem Hotel Posten zu beziehen.

Auf dem Platz, der vom Kasino und vom Hotel begrenzt wird, ist in der Mitte eine runde grüne Insel mit Palmen und blühenden Büschen. Dort nun pflanzte sich Billy auf und sah sie tatsächlich von einem frühmorgendlichen Spaziergang zurückkommen.

Dies war am dritten Tag unseres Aufenthalts in Monte Carlo, an dem Tag, an dem Mr. Thomson Dawkes eintraf. Auch er stieg im »Hôtel de Paris« ab, und am Abend seiner Ankunft lud er uns ein, mit ihm zu speisen. Miß Ferrera hatte uns wohl in Dawkes' Gesellschaft gesehen, denn als Billy sie das nächstmal ansprach, war sie äußerst kühl.

»Sie sind mit Mr. Dawkes befreundet?« fragte sie.

»Nicht direkt«, antwortete Billy ausweichend. »Wir sind eher Bekannte.«

»Sehr sorgfältig sind Sie nicht in der Wahl Ihrer Bekannten, Mr. Stabbat.«

Als Billy sich am selben Nachmittag auf der Terrasse mit Mr. Dawkes traf, hätte er beinahe einen dicken Aufschlag verloren, weil er mit Nachdruck auf der Integrität der

jungen Dame bestand. Offenbar sprach er ein wenig zu emphatisch, denn Dawkes wurde plötzlich wütend auf ihn.

»Sie kosten mich hundert Pfund die Woche, Stabbat, und wenn Sie es nicht für der Mühe wert halten, sich ein bißchen anzustrengen, dann brauchen Sie das nur zu sagen und den Fall niederlegen. Ich finde schon jemand anderen, der ein bißchen mehr Eifer an den Tag legt.«

Unter anderen Umständen hätte Billy Thomson Dawkes unverzüglich geraten, sich zum Teufel zu scheren, und hätte seinem guten Rat wahrscheinlich eine linke Gerade vorausgeschickt oder folgen lassen. In diesem besonderen Fall jedoch zeigte sich Billy überraschend kleinlaut und gestand mir seine Angst, dieses Falles entbunden zu werden.

»Ich werde beweisen, daß Miß Ferrera eine absolut ehrliche und integre junge Frau ist«, erklärte er.

Ich erinnerte ihn daran, daß dies nicht in Dawkes Sinn war.

»Was Dawkes will und was er bekommt, sind zwei verschiedene Paar Stiefel«, erwiderte Billy. »Er ist überzeugt, daß er sich diese Frau gefügig machen kann - nun, wir werden ja sehen!«

Er entschloß sich zu einem kühnen Schritt. Am fünften Abend der Woche, nachdem die Spielsäle ihre Türen geschlossen hatten, begleitete er Mary Ferrera die Treppe des Kasinos hinunter. Als sie stehenblieb und ihm die Hand bot, um ihm gute Nacht zu wünschen, sagte er:

»Kann ich Sie einen Moment unter vier Augen sprechen, Miß Hicks?«

Sie war verwundert und argwöhnisch.

»Es ist schon ziemlich spät«, entgegnete sie.

»Besser spät als nie«, versetzte Billy sehr passend,

wenn auch recht banal.

Was darauf folgte, berichtete Billy mir in aller Ausführlichkeit, und ich habe es in meinen Worten niedergeschrieben. Natürlich kann ich nicht für die Richtigkeit jeder einzelnen Bemerkung garantieren. Aber im Kern entspricht das Aufgeschriebene dem Inhalt des Gesprächs, das folgte.

Sie schlenderten gemeinsam zur Terrasse hinaus, wo man einen herrlichen Blick aufs Meer hatte. Um diese Zeit war sie völlig verlassen. Nur einer der Wachmänner des Kasinos war da, die die Aufgabe haben, das Gelände rundum zu bewachen.

»Miß Ferrera«, sagte Billy, und ich kann mir vorstellen, daß sein Ton sehr ernst war, »ich möchte Sie in mein Vertrauen ziehen. Wissen Sie, daß Sie beobachtet werden?«

»Von Mr. Dawkes?« fragte sie sofort.

»Von Mr. Dawkes und seinen Beauftragten«, antwortete Billy. »Und ich, Miß Ferrera, bin einer dieser Beauftragten.«

Sie wich einen Schritt zurück. Der Blick, mit dem sie ihn ansah, traf Billy mitten ins Herz, wie er sagte.

»Es macht mich traurig, das zu hören«, erwiderte sie bekümmert. »Warum werde ich beobachtet?«

Billy erklärte ihr, daß Mr. Thomson Dawkes fest überzeugt davon wäre, sie spiele mit Geld, das sie ihrem Arbeitgeber gestohlen hatte.

»Wäre das nicht eher eine Sache für die Polizei als für einen Privatdetektiv?« fragte sie kalt.

»Ja und nein. Dawkes hat einen besonderen Grund für sein Handeln.«

»Das glaube ich«, erwiderte Miß Ferrera.

»Wollen Sie mich jetzt nicht auch ins Vertrauen ziehen,

Miß Ferrera?« fragte Billy ernsthaft, und sie lachte.

»Nachdem Sie mir berichtet haben, daß Sie von Mr. Dawkes beauftragt sind?« fragte sie mit einem kleinen Unterton von Verachtung in der Stimme.

Auch das traf Billy offenbar mitten ins Herz. Er wurde an jenem Abend mehrfach verwundet.

Sein Bericht, über das, was danach geschah, war ein wenig wirr und nicht sehr klar. Offenbar flehte er sie an, ihm zu glauben, daß er ihr bester Freund wäre, doch das Gespräch war fruchtlos. Sie erklärte ihm, sie hätte das Recht jederzeit zu spielen, wenn sie es wünsche, und es ginge niemanden außer sie selbst etwas an. Und damit hatte sie ja auch recht. Sie ließ sogar durchblicken, daß sie sich hinsichtlich der Überwachung durch Mr. Dawkes an die Direktion des Kasinos wenden würde.

Ich habe Grund zu glauben, daß sie diese Drohung wahr machte. Die Kasinodirektion ist ängstlich darauf bedacht, jede Bspitzelung ihrer Kunden zu unterbinden, und am Morgen des siebenten Tages kam Thomson Dawkes wutentbrannt zu uns, während wir beim Frühstück saßen, und teilte uns mit, daß man seine Eintrittskarte zum *Cercle prive* mir nichts dir nichts für ungültig erklärt und ihn informiert hätte, daß seine Anwesenheit im Sportklub unerwünscht war.

»Ich bin überzeugt, da steckt diese verdammte Person dahinter!« sagte er. »Ich habe sie gestern zur Teestunde aus der Verwaltung kommen sehen. Bei Gott, ich werde sie lehren, mir Steine in den Weg zu legen!«

»Was für eine Frau!« rief Billy ekstatisch, nachdem der wutschnaubende Thomson Dawkes uns wieder allein gelassen hatte. »Diese Unerschrockenheit! Diese Resoluteit! Das ist nicht so ein schmachzendes, tränenseliges Dämchen, Mont! Das ist eine Frau mit Charakter!«

Mr. Dawkes, so war zu hören, stürmte ins Hotel, um die Dame ins Gebet zu nehmen, und mußte feststellen, daß sie nicht mehr da war. Sie war mit dem Morgenzug nach Marseille abgereist - als Gewinnerin auf der ganzen Linie.

Das Erlebnis in Monte Carlo schien Dawkes noch in seiner Entschlossenheit anzustacheln, Mary Ferrera auf die Schliche zu kommen und sie zu entlarven. Was Billy angeht, so schien er in Ziel und Glauben gekräftigt. Ich hielt das offengestanden nur für eine Demonstration seiner berüchtigten Halsstarrigkeit, denn alle Wahrscheinlichkeit sprach dafür, daß Miß Ferrera eine niederträchtige und gemeine Diebin war.

Das einzige, das ich nicht verstehen konnte, war der völlige Mangel an Nervosität bei ihr. Sie spielte, als gäbe es überhaupt keinen Tag der Abrechnung oder als wäre das Resultat, wenn es einen geben sollte, ausgemachte Sache. Ich sprach Billy auf die Möglichkeit an, daß sie mit irgendeiner Bande zusammenarbeitete, die mit dem Croupier unter einer Decke steckte, doch die bloße Andeutung empörte ihn aufs heftigste.

»Muß denn eine Frau, nur weil sie jung und schön und zartfühlend ist, nur weil sie Geld hat, unbedingt eine Diebin oder Verschwörerin sein?« rief er zornig.

Ich ließ also diese Hypothese fallen, und auf unserer Rückreise nach London erörterten wir alles außer der Möglichkeit, Mary Ferrera könnte in unlautere Geschäfte verwickelt sein.

Levy Jones holte uns am Victoria-Bahnhof mit einer Jammergeschichte von möglichen Auftraggebern ab, die angerufen hatten und die er hatte abwimmeln müssen.

»Die Sessel und die Garderobe sind gekommen«, berichtete er. »Das neue Briefpapier wird morgen geliefert.«

Ich kam am folgenden Morgen um zehn Uhr ins Büro,

zur gleichen Zeit mit dem Briefpapier. Billy war noch nicht da, und als er schließlich kam, blieb er nur kurz, um die Fäden eines Versicherungsfalles wiederaufzunehmen, der ihm übertragen worden war, und um Levy Jones Instruktionen zu geben.

Mr. Dawkes hatten wir zu Billys großer Erleichterung in Monte Carlo zurückgelassen. Den Morgen brachten wir mit diversen Erledigungen zu, und in der Oxford Street, wohin wir gefahren waren, weil Billy sich immer noch redlich bemühte, Interesse für den Versicherungsfall aufzubringen, obwohl es ihm einfach nicht gelingen wollte, ereignete sich die erste von drei wichtigen Begegnungen dieses Tages.

Es war ein Zusammentreffen mit George Briscoe, der inzwischen den weißen Kittel des Elektrikers abgelegt hatte. Er war ganz im Gegensatz dazu sehr elegant, ja vornehm gekleidet. Der kleine rote Bart war spitz gestutzt, und er trug ein Monokel. Ich erfuhr hinterher, daß dies kein Theaterrequisit war, sondern daß Georges Monokel von der einen Küste Kanadas zur anderen bekannt war.

Er schwenkte ein Malakkastöckchen mit Goldknauf, um Billys Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, und begrüßte uns gutgelaunt.

»Hallo, George«, sagte Billy mit einem kleinen Lächeln. »Wie geht's, wie steht's?«

»Bestens«, antwortete George. Er hatte eine ganz andere Stimme, und sein Tonfall und sein Gebaren waren so völlig verändert, daß ich ihn nicht erkannt hätte. »Haben Sie schon zu arbeiten angefangen, Stabbat?«

»Noch nicht«, antwortete Billy und schüttelte den Kopf. »Haben Sie die Absicht, mir einen Auftrag zu geben?«

»Nein, nein«, erwiderte George mit einem Lächeln, bei

dem sich seine regelmäßigen, weißen Zähne entblößten, während in seinen Augen noch etwas anderes aufblitzte als gutmütiger Humor. »Ich habe auf der ganzen Welt keine Feinde außer Ihnen. Ich fahre morgen für ein paar Tage nach Brighton.«

Alle Detektivinstinkte wach, musterte Billy ihn scharf.

»Das heißt, daß Sie vorhaben, nach Kanada oder anderswohin zu verschwinden, wo man noch schlechter an Sie herankommen kann«, sagte er, und George lachte.

»An Ihnen ist ein guter Polizeibeamter verlorengegangen«, scherzte er, und danach bekamen wir ihn lange, lange Zeit nicht wieder zu Gesicht.

Billy war nach der Begegnung sehr nachdenklich.

»Die gute Laune von diesem Burschen ist mir nicht geheuer«, bemerkte er. »Es würde mich interessieren, was er für mich in petto hat.«

Etwa eine Stunde später spazierten wir auf dem Weg zum Mittagessen die Northumberland Avenue hinunter, als die zweite, oder vielmehr die zweite und dritte Begegnung dieses Tages sich ereigneten. Vor einem der großen Hotels in der Northumberland Avenue stand ein Grüppchen alter, äußerst korrekt gekleideter Herren, die sich, ins Gespräch vertieft, langsam von dem Hotel entfernten. Ich dachte mir, daß da irgendeine Konferenz stattgefunden hatte und rätselte gerade darüber, welcher Art sie gewesen sein könnte, als ich eine vertraute Gestalt auf uns zukommen sah.

Auch Billy sah sie und schnappte verdutzt nach Luft. Sie mußte uns ebenfalls gesehen haben, doch kurz bevor sie das Hotelportal erreichte, drehte sie sich mit einem überraschten Zusammenzucken um und sprach einen mageren, hochgewachsenen Mann an, der flüchtig den Hut über dem weißen Haar lüftete. Sie drehte sich ganz

herum, so daß sie nun mit dem Rücken zu uns stand, während sie sich mit dem Mann unterhielt. Billy und ich gingen weiter und gesellten uns zu der kleinen Gruppe betagter Herren, die sich offensichtlich über jene Angelegenheiten unterhielten, die sie am Morgen zusammengeführt hatten.

Ich hörte, wie die junge Frau sagte:

»Nein, Sir Philip, ich hatte keine Ahnung, daß Sie in London sind.«

»Schön, schön, Miß Ferrera«, brummte er unwirsch, »ich sehe Sie dann morgen in der Bank. Haben Sie erholsame Urlaubstage in Paris verbracht?«

»Ja, Sir Philip«, antwortete die junge Frau.

»Ich hoffe es, ich hoffe es«, sagte Sir Philip. Seine Stimme war so laut und klar, daß wir sie auch dann noch gehört hätten, wenn wir weiter entfernt gewesen wären. »Es gibt kein besseres Mittel, die französische Sprache zu erlernen als einen Aufenthalt unter Menschen, die keine andere Sprache beherrschen. Ich sehe Sie also morgen in der Bank«, wiederholte er, hob wiederum seinen Hut, zum Zeichen, daß sie entlassen war.

Sie sah uns nicht, als sie vorübereilte, und Billy machte keinen Versuch, ihr zu folgen. Stattdessen stieg er die Stufen zum Hotel hinauf und nickte dem würdevollen Portier zu.

»Was war denn hier los?« fragte er. »Eine Kabinettsitzung?«

Der Portier lächelte.

»Nein, Sir. Quartalssitzung der Bank. Sie findet fast immer hier statt. Sind Sie von der Presse?«

Billy nickte.

»Wer ist der alte Herr mit dem Backenbart?« erkundigte er sich.

»Welcher?« fragte der Portier trocken. »Sie sind alle alt und sie tragen alle Backenbärte. Meinen Sie den, der da mit dem untersetzten kleinen Herrn spricht?« Er deutete auf den Mann, den Mary Ferrera als Sir Philip angesprochen hatte.

»Genau den meine ich«, bestätigte Billy gespannt.

»Ach, das ist Sir Philip Frampton von der ›Frampton's Bank‹. Das ist ein Konzern in Westengland, Sie haben wahrscheinlich schon davon gehört.«

»Ah, das ist also Sir Philip Frampton?« sagte Billy leise.

Er stellte noch ein paar andere Fragen, um den Eindruck zu untermauern, daß er im Journalismus tätig war, doch als Sir Philip sich dann auf den Weg zum Trafalgar Square machte, ließ Billy den Portier einfach stehen, und wir folgten diesem vortrefflichen Vertreter der Finanzwelt.

Sir Philip aß im »Carlton« zu Mittag. Wir desgleichen. Und als der alte Herr nach dem Mittagessen mit einer Zigarre und einem Täßchen schwarzen Kaffees im Palmengarten saß, sprach Billy ihn ganz unverfroren an.

»Ach!« rief er und riß erstaunt die Augen auf, »sind Sie nicht Sir Philip Frampton?«

»Das ist mein Name«, bestätigte der alte Herr und musterte Billy mit argwöhnischem Blick.

»Ich glaube, wir sind uns in Elston begegnet«, erklärte Billy.

Er hatte vor dem Mittagessen einige Nachschlagwerke konsultiert und festgestellt, daß die Bank ihren Hauptsitz in Elston hatte.

»Ich kann mich nicht erinnern«, erwiderte Sir Philip recht kühl, doch Billy konnte sehr niedrige Temperaturen vertragen.

Er setzte sich neben dem Bankier nieder, zog sein Zigarrenetui heraus und zündete sich eine Zigarre an, während ich mich bescheiden im Hintergrund hielt.

»Ich habe ein Einführungsschreiben an Sie«, behauptete er. »Ich bin nämlich Buchmacher, wissen Sie, und trage mich mit dem Gedanken, in Ihrem Ort eine Zweigstelle zu eröffnen. Aus diesem Grund halte ich es für das praktischste, bei Ihnen ein Konto einzurichten.«

Diesmal war Sir Philips Ablehnung eindeutig.

»Auf ein Konto dieser Art legen wir keinen Wert«, versetzte er kurz. »Wir sind ein alteingeführtes und, wenn ich das sagen darf, renommiertes Kreditinstitut. Es gehört zu unseren Geschäftsprinzipien dafür zu sorgen, daß der gute Name der Bank nicht mit Leuten in Verbindung gebracht werden kann, die Geschäfte spekulativer oder zwielichtiger Natur machen.«

Ich denke mir, daß es für Billy ein ziemlicher Dämpfer war, diese puritanischen Ansichten über das Glücksspiel zu hören zu bekommen.

Wenige Minuten später wechselte der alte Herr demonstrativ seinen Platz. Mit der Kaffeetasche in der Hand marschierte er würdevoll zu einem Sessel, der weit entfernt war von Billy, und mein Freund zog sich zurück.

»Natürlich glaube ich nicht eine Sekunde lang, daß die Mary Ferrera sich irgend etwas hat zuschulden kommen lassen«, sagte er in beunruhigtem Ton, »aber es sieht merkwürdig aus, nicht wahr? Und ziemlich übel für sie, wenn alles herauskommen sollte. Ich wollte um ihretwillen wissen, was er vom Glücksspiel hält. Ich muß unbedingt morgen nach Elston fahren.«

Elston ist ein kleiner Marktflecken, doch von größerer Bedeutung als seine bescheidene Ausdehnung und seine niedrige Bevölkerungszahl ahnen lassen. Die kleine Stadt ist eine Art Zentrum für ein sehr weites landwirtschaftliches Gebiet, das von Ackerbau und Schafzucht lebt, und »Frampton's Bank«, in einem alten georgianischen Bau aus rotem Backstein, war bei weitem das imposanteste Bauwerk auf dem altertümlichen Marktplatz. Ich sah mich in diesem verschlafenen Nest um, betrachtete die alten Häuser, deren modernste unter Georg IV. gebaut worden sein mußten, die weißen Schafpferche, die in der Mitte des Platzes ein Schachbrettmuster bildeten, die Verkaufsstände unter den Leinwanddächern, die gewaltigen Ulmen, die die Hauptstraße beschatteten. Und dachte, ja, mit Monte Carlo hat das nichts gemein.

Eine volltönende Glocke rief die Gläubigen zu einem jener Gottesdienste, die während der Fastenzeit zu den ungelegensten Stunden abgehalten werden, und die einzigen Menschen weit und breit waren ein Polizist mit einem Strohhelm und zwei Schulkinder, die ihre Blicke nicht vom Schaufenster des örtlichen Süßwarenhandels reißen konnten.

Wir nahmen uns Zimmer im »The Bear«, einem Gasthaus, das schon zur Zeit Eduard VI. existiert hatte, und Billy ging sogleich los, um Nachforschungen anzustellen. Wir waren vor Mittag in dem Städtchen eingetroffen, aber erst am Spätnachmittag gegen halb sechs kam er in das Cafe, wo ich meinen Tee trank und dazu ein üppiges Butterbrot verzehrte. Ich sah sofort, daß er bedrückt war; seine Mundwinkel waren herabgezogen und in seinen

Augen stand ein Ausdruck tiefer Sorge.

»Mary ist in ›Frampton's Bank‹ angestellt«, berichtete er. »Sie verdient drei Pfund die Woche, ist Sir Philip Framptons Nichte und Adoptivtochter und hat den Tresor unter sich.«

Ich schwieg. Die Bedeutung dieser Neuigkeiten war nicht zu verkennen. Ein Aspekt jedoch verwunderte mich.

»Wie meinst du das, seine Adoptivtochter?« fragte ich. »Und wie kommt es, daß sie in der Bank arbeitet, wenn sie die Nichte oder Tochter eines reichen Mannes ist?«

»Sir Philip ist der Überzeugung, daß Arbeit keinem schadet. Mary Ferrera arbeitet schon seit ihrem fünfzehnten Lebensjahr in der Bank«, antwortete Billy niedergeschlagen. »Sie ist die Tochter seiner verstorbenen Schwester, und Ihre Adoption war wohl nur eine reine Formalität. Im übrigen gibt eine Adoption in England dem adoptierten Kind sowieso keine rechtliche Stellung. Und selbst wenn Sir Philip stirbt, würde ihr das nichts nützen, denn er hat sein Geld diversen wohltätigen Stiftungen vermacht und Mary nur ein bescheidenes Legat zgedacht.«

»Wie hast du das alles nur herausgekriegt?« fragte ich erstaunt.

»Ich habe einen Mann mit gewissen Ressentiments kennengelernt«, antwortete Billy kurz und gab keine weiteren Informationen preis.

Der Mann mit den gewissen Ressentiments speiste an diesem Abend mit uns. Er war klein, sehr knochig, sehr übellaunig und ungeheuer hartherzig. Seine Vorfahren hatten sich einen fraglichen Scherz erlaubt, indem sie ihm den Namen Pontius gaben. Seiner Theorie zufolge stammte er direkt von dem römischen Gesandten ab, der

so um das Jahr zwölf herum den Westen Englands regiert hatte, und aus dieser Überzeugung heraus war er Archäologe geworden. Für uns erwies er sich allein dadurch nützlich, daß er Mary Ferrera eine heftige Abneigung entgegenbrachte. Er bezeichnete sie immer nur als »diese Person« und legte eine gehörige Portion Geringschätzung in diese beiden Worte. Es stellte sich heraus, daß er einen Sohn hatte, den Mary Ferrera von seinem Posten in der Bank verdrängt hatte. Ich darf vielleicht nebenbei bemerken, daß Mr. Pontius der Buchhalter der Bank war.

Mir war es immer ein Geheimnis, wie Billy es fertigbrachte, mit allen möglichen Leuten Bekanntschaften anzuknüpfen.

Ich bin überzeugt, seine Begabung in dieser Richtung macht die Hälfte seiner Erfolge als Detektiv aus. Seinen späteren Berichten entnahm ich, daß er Mr. Pontius beim ortsansässigen Herrenfriseur kennengelernt hatte und daß sie über ein Haarwuchsmittel in ein interessantes Gespräch gekommen waren. Billy war stets ein fixer und schlagfertiger Lügner, und ich zweifle nicht, daß er auf der Stelle ein Haarwuchsmittel erfand, das Wunder wirkte. Mr. Pontius' Haarwuchs war ja auch wirklich sehr spärlich.

»Und noch etwas«, sagte der verknöcherte kleine Mann, als wir beim Portwein angelangt waren. »Wieso wird es ihr gestattet, nach Paris zu reisen, um französisch zu lernen. Ich war nie in Paris, und mein Französisch ist perfekt. Immer habe ich die Auslandskorrespondenz der Firma geführt, und es gibt überhaupt keinen Grund, weshalb sie plötzlich dieser Person übertragen werden sollte. Er verzärtelt sie, Sir, er verzärtelt sie! Und was wird das Ende sein? Er wird schließlich nicht ewig leben, und die neuen Direktoren werden wohl kaum zulassen, daß diese

Person in der Bank schaltet und waltet, wie sie will. Ich will Ihnen sagen, wie ich das sehe.« Er beugte sich vor und senkte seine Stimme, bis sie nur noch ein heiseres Flüstern war. »Meiner Meinung nach gehen sie ein großes Risiko ein!«

Er stieß dies wie eine schreckliche Prophezeiung hervor und lehnte sich dann zurück, um die Wirkung seiner Worte zu genießen.

»Was für ein Risiko?« fragte Billy, während er sich noch einmal einschenkte.

»Wir sind doch alle Männer von Welt«, erklärte Mr. Pontius mit großer Gebärde. »Wir wissen von den Versuchen, denen die menschliche Natur ausgesetzt ist, und wenn ein junges Mädchen in ihre Wohnung geheime Briefe geschickt bekommt . . .«

»Geheime Briefe?« fiel Billy ihm hastig ins Wort. »Bekommt sie denn geheime Briefe?«

Mr. Pontius nickte feierlich. »Ihre Zimmerwirtin hat mir erzählt, daß sie eingeschriebene Briefe bekommt, die mit verstellter Schrift adressiert sind, in Druckbuchstaben, verstehen Sie, und jedesmal, wenn sie diese Briefe erhalten hat, geht sie hinterher zu Sir Philip und fragt, ob sie Urlaub nehmen kann, um nach Paris zu fahren und ihr Französisch zu verbessern. Ihr Französisch verbessern! Ha!«

»Und was ist, wenn sie weg ist?« erkundigte sich Billy. »Wer macht dann ihre Arbeit?«

»Wer dann ihre Arbeit macht?« wiederholte Mr. Pontius. »Ich zum Beispiel. Und mein Sohn, ein blitzgescheiter Junge, übernimmt einen Teil der Korrespondenz. Sogar Sir Philip selbst erledigt einen Teil ihrer Arbeit. Wenn das kein Verwöhnen ist!«

Wir begleiteten Mr. Pontius noch zu seinem großen,

häßlichen Haus am Ende des Städtchens, und auf dem Rückweg zum Gasthaus sprach Billy nicht ein einziges Wort. Ich konnte deutlich sehen, daß Pontius' Bericht einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Und doch rang er mit aller Kraft darum, sich seinen Glauben an Mary Ferrera zu bewahren. Er muß gelitten haben, denn sie hatte ihn viel tiefer beeindruckt als mir damals bewußt war.

Liebe auf den ersten Blick bedeutet in Wirklichkeit Faszination auf den ersten Bück. Es würde mir nicht einfallen zu leugnen, daß Mary eine faszinierende Frau ist.

Am folgenden Nachmittag begegneten wir ihr dann selbst. Wir waren zum Bahnhof gegangen, um uns ein paar Londoner Zeitungen zu holen. Der Frühzug aus der Stadt war eine halbe Stunde zuvor eingetroffen, und wir hatten die hochgewachsene Gestalt Sir Philip Framptons gesehen, als er auf dem Weg zur Bank den Marktplatz überquerte. Nachdem wir unsere Zeitungen gekauft hatten, schlenderten wir die Straße hinauf, die zum Bahnhof führt, während wir Vermutungen darüber anstellten, wer der geheimnisvolle, schäbig wirkende Mann sein könnte, der uns den ganzen Morgen über beschattet hatte.

Genau in diesem Moment bog sie um die Ecke und lief uns direkt in den Weg. Wie erstarrt blieb sie stehen und blickte uns aus aufgerissenen Augen an, und ihr Gesicht wurde weiß. Ich dachte, sie würde ohne ein Wort an uns vorbeigehen, doch sie trat geradewegs auf Billy zu.

»Sie arbeiten also immer noch für Mr. Dawkes«, sagte sie ruhig, und er wurde brennend rot.

»Ich arbeite mehr für Sie als für Mr. Dawkes«, gab er zurück, und ihre Augen ruhten unverwandt auf ihm.

»Das frage ich mich«, sagte sie leise.

»Glauben Sie mir«, erwiderte Billy lebhaft, »ich bin ge-

nau so versessen darauf . . .«

»Das weiß ich. Ich spüre es«, erklärte sie. »Das ist es nicht, worüber ich mir Gedanken mache. Aber ich frage mich, was Sie - was Sie von mir denken.«

Die letzten Worte sprach sie so leise, daß ich sie damals nicht verstand.

»Ich muß mich um Sir Philips Gepäck kümmern. Es ist am Paddington-Bahnhof liegengeblieben«, bemerkte sie und eilte an uns vorüber.

Wir waren schon ein Stück weitergegangen, als wir hörten, daß sie uns rief. Sie kehrte um und kam noch einmal zu uns.

»Mr. Thomson Dawkes braucht Ihre Dienste nicht mehr, Mr. Stabbat«, sagte sie, »er weiß alles.«

»Er weiß, daß Sie hier sind? Wo Sie arbeiten?« stieß Billy verblüfft hervor.

Sie nickte.

»Er kam mit demselben Zug wie Sir Philip und ist ihm in die Bank gefolgt. Er war noch in der Bank, als ich wegging«, sagte sie, machte wiederum kehrt und eilte zum Bahnhof.

Und draußen vor dem Gasthaus »The Bear« erwartete uns, mit einem Lächeln des Triumphs auf dem großen, gutaussehenden Gesicht, Thomson Dawkes.

»Na also, Stabbat«, sagte er. »Mit vereinten Kräften haben wir es geschafft.«

Der boshafte Spott in seiner Stimme war unüberhörbar,

»Wie sind Sie dahintergekommen?« fragte Billy.

»Sie sind doch dahintergekommen«, entgegnete Dawkes mit einem Auflachen. »Sehen Sie, Stabbat, ich hatte plötzlich den Eindruck, daß Sie versuchten, dieses Mädchen zu schützen. Daraufhin habe ich mich an Seinbury gewandt und einen Mann auf Sie ansetzen lassen. Ich

wußte, Sie würden früher oder später herausfinden, wo sie lebte, und ich hatte den Verdacht, daß Sie diese Information womöglich für sich behalten würden. *Quis custodiet ipsos custodes?* Hm? Ich glaube, ich habe Ihnen ein Schnippchen geschlagen, alter Freund.«

Billy rieb sich nachdenklich die Nase.

»Wir werden ja sehen«, gab er zurück. »Was haben Sie denn jetzt vor, wo Sie sie aufgespürt haben?«

Das Lächeln des Mannes war häßlich.

»Was haben *wir* vor«, korrigierte er. »Vergessen Sie nicht, daß Sie in meinen Diensten stehen, Mr. Stabbat. Das beste, was wir tun können, ist, mit der Dame zu sprechen.«

»Hier?« fragte Billy hastig.

»Nein, nicht hier. Ich möchte, daß Sie sie bitten, morgen abend in Ihrem Büro mit uns zusammenzutreffen.«

»Aber warum denn?« fragte Billy, und ich sah, wie ihm die Röte ins Gesicht stieg.

Der gutaussiehende Mr. Dawkes war einer gewaltsamen Gesichtsmassage näher als er ahnte.

»Aus vielen Gründen«, erwiderte Dawkes kühl. »Ers-tens wünsche ich, daß Sie zur Stelle sind, falls . . .« Er hielt inne, als könnte er nicht erklären, für welchen Fall er Billys Anwesenheit wünschte.

»Und falls sie Ihren Vorschlag ablehnt?« fragte Billy. »Ich weiß zwar nicht, was das für ein Vorschlag ist, aber ich vermute, er soll Ihnen gewisse Vorteile einbringen.«

Dawkes betrachtete ihn mit einem seltsamen Ausdruck.

»Ich glaube, Sie tun mir Unrecht«, sagte er, und ich glaube, in diesem Moment dachte er wirklich, seine Absichten würden falsch ausgelegt. »Der Vorschlag, den ich Miß Ferrera machen will, ist folgender: Seit achtzehn Monaten reist sie nunmehr zwischen England und Monte

Carlo hin und her. Beinahe jedesmal hat sie beim Spiel gewonnen. Sie spielt nach einem System, das unbekannt ist. Wie Sie wissen, sind für das Kasino Detektive tätig, deren Aufgabe es ist, Systemspieler zu beobachten und die Art des Systems herauszufinden. Es ist ihnen bis jetzt nicht gelungen festzustellen, nach welchem System sie spielt.«

»Ich verstehe«, sagte Billy ruhig. »Und Sie wollen nun von ihr verlangen, daß sie Ihnen das System im Detail erklärt. Und wenn sie es nicht tut?«

»Ich habe nicht die Absicht, ihr zu drohen. Ich drohe auch jetzt nicht. Bitte behalten Sie das im Auge«, entgegnete Dawkes mit Nachdruck. »Meines Wissens ist diese Frau eine durchaus ehrliche Person, die über große private Mittel verfügt. Wenn ich sie für eine Diebin hielt, die die Bank bestiehlt, dann würde ich es als meine Pflicht als gesetzestreuer Bürger ansehen, die Polizei zu unterrichten. Aber das glaube ich nicht. Ich habe über ihre finanzielle Situation keine Nachforschungen angestellt. Wenn«, fuhr er fort und artikulierte jedes Wort mit großer Sorgfalt, »wenn die Dame sich weigern sollte, meine Neugier zu befriedigen, werde ich wahrscheinlich die Sache weiter verfolgen und eventuell bei Sir Philip selbst Erkundigungen einziehen.«

Billy schwieg. Er musterte den Mann mit einem Blick wie ein Naturforscher, der einen neu entdeckten Käfer vor sich hat.

»Aber wenn Sie natürlich der Meinung sind, daß sie eine Diebin ist«, fuhr Dawkes fort, der die Situation offensichtlich genoß, »und mir das ganz offiziell sagen, dann werde ich mir alle weitere Mühe sparen und die Angelegenheit der zuständigen Polizei melden.«

»Ich halte sie nicht für eine Diebin«, erklärte Billy ruhig

und sicher.

»Ich fahre jetzt nach London zurück«, sagte Dawkes mit einem Blick auf seine Uhr, »und überlasse es Ihnen, meine Herren, Miß Ferrera zu überreden, daß sie morgen abend um, na, sagen wir, acht Uhr, zu unserer Verabredung kommt. Das gestattet ihr mit dem Halb-zehn-Uhr-Zug wieder aus London abzufahren, so daß sie kurz vor Mitternacht wieder in Elston ist.«

Billy traf sich am Nachmittag mit Mary Ferrera. Er traf sich allein mit ihr. Er erzählte mir nicht, was sich abgespielt hatte, doch bei seiner Rückkehr ins Gasthaus bemerkte er kurz, Miß Ferrera hätte sich bereit erklärt, am folgenden Abend um acht Uhr in das Büro in der Bond Street zu kommen.

Wir selbst kehrten mit dem letzten Abendzug nach London zurück.

Ich habe mich oft gefragt, ob Dawkes aufrichtig war, als er uns erklärte, ihm läge einzig und allein daran, das Geheimnis Mary Ferreras zu erfahren. Er war ein reicher Mann, doch das hatte natürlich nicht viel zu sagen; es gibt nur wenig reiche Männer seines Schlags, die nicht gern noch ein bißchen reicher wären, oder die je zufrieden sind mit dem, was sie an weltlichen Besitztümern ihr eigen nennen. Außerdem ist ein gewisser Ruhm damit verbunden, wenn man mit einem erfolgreichen System spielt, und wenn jemand beim Spiel dauernd gewinnt, zieht er daraus einen Genuß, der über die Freude am leicht verdienten Geld hinausgeht. Er wird von Frauen umworben und von Männern beneidet, und für einen Mann wie Dawkes wäre das so wohltuend gewesen wie Weihrauch für die Nasen der Gläubigen.

Vielleicht war er aufrichtig. Ich neige zu der Ansicht, daß er es war, und daß dann die Schönheit des Mädchens und das Gefühl, sie in seiner Gewalt zu haben, die animalische Leidenschaft des Mannes erregten, durch die das tragische Ende des Gesprächs herbeigeführt wurde.

Ich ging am folgenden Morgen nicht direkt zu Billy ins Büro. Ich wollte erst mit Levy Jones sprechen. Er war besserer Stimmung als ich erwartet hatte, denn es war ihm gelungen, die noch fehlenden Beweise in der Versicherungssache zusammenzutragen, und er hatte gerade die Polizei von einigen sehr wichtigen Fakten in Kenntnis gesetzt, die später, wie der Leser sich vielleicht erinnern wird, zu einer ganzen Verhaftungsserie führten.

»Billy hat's schlimm erwischt«, meinte er kopfschüttelnd. »Ist Ihnen klar, daß wir jetzt seit vierzehn Tagen in

diesem Büro installiert sind und Billy sich noch nicht ein einziges Mal an seinen Schreibtisch gesetzt und noch keinen Strich redlicher Arbeit getan hat?«

»Und was tut er jetzt?« fragte ich.

»Er rennt unentwegt hin und her. Der neue Teppich ist schon ganz abgetreten«, antwortete Levy bekümmert. »Und seinem grimmigen Gesicht nach zu urteilen studiert er die Schimpftirade ein, die er Bruder Dawkes ins Gesicht zu schleudern gedenkt.«

»Hat er Ihnen erzählt, was vorgefallen ist?« fragte ich.

»Er hat mir nur soviel erzählt wie für mich zu wissen gut ist«, erwiderte Levy mit einem Seufzer. »Aber, mein lieber Mr. Mont, ich bin an diese Extravaganzen von Billy so gewöhnt, daß mir das schon kein Kopfzerbrechen mehr macht.«

Dennoch seufzte er wieder.

»Warum konnte sie nicht schlicht und reizlos sein?« begann er, schüttelte aber sogleich den Kopf. »Das hätte auch nichts geändert«, erklärte er mit Bitterkeit. »Hauptsache, diese Frauenzimmer können richtig auf die Tränendrüsen drücken, dann schmilzt Billy unweigerlich dahin.«

»Sie ist eine sehr reizvolle junge Frau«, erklärte ich im Ton des Verteidigers, und er starrte mich ungläubig an.

»Hat Sie's auch erwischt?« fragte er traurig. »Nun, es ist ja bald vorbei, und ich habe einen Prachtfall für Billy. Um ihn in Hochform zu sehen, muß man ihn auf die Fährte eines rotnasigen Börsenschwindlers mit einer Vorliebe für Zwiebeln setzen.«

Billington Stabbat wußte nicht, was er mit sich anfangen sollte. Das sah ich auf den ersten Blick, als ich sein Büro betrat. Er stand am Fenster und starrte mit düsterer Miene vor sich hin, während er zerstreut an einem klei-

nen Wandtürchen in der Fensternische herumspielte. Ich sah erst, daß es ein Türchen war, als es sich unter seinen Fingern öffnete. Dahinter zeigte sich eine kleine dunkle Höhle in der rauben Backsteinmauer.

»Was ist denn das?« fragte Billy, froh um jede Ablenkung. Er spähte in einen, wie es schien, bodenlosen Schacht hinunter, und dann fiel es ihm ein.

»Ach ja, es gab eine Zentralheizung im Haus, aber die hat nicht funktioniert. Ich glaube, das ist das Rohr, das vom Keller heraufführt.« Er schloß das Türchen.

Eine ganze Weile betrachtete er es stumm, dann zog er es wieder auf - er mußte zu seinem Papiermesser greifen, um es aufzustemmen.

»Das wäre ein gutes Versteck, nicht wahr?« meinte er.

»Ja«, erwiderte ich. »Wenn's einem nichts ausmacht, erst in den Keller zu laufen, um das, was man versteckt hat, wieder zu holen.«

Mit einem Knall schlug er das Türchen zu, warf das Papiermesser krachend auf den Tisch und trat mit großen Schritten zum offenen Marmorkamin mit seinen imposanten Löwen. Auf das grinsende Haupt eines dieser Raubtiere stützte er seinen Ellbogen und ließ den Kopf in die Hände sinken.

»Guter Gott«, stöhnte er. »Wenn es nun doch so ist! Aber das ist absurd.«

»Wenn nun doch was so ist? Und was ist absurd?« wollte ich wissen.

»Stell dich nicht so dumm, Mont«, fuhr er mich an. »Du weißt genau, wovon ich spreche. Wenn nun diese wundervolle Frau das Geld von der Bank ausgeliehen hat, um einem nichtsnutzigen Bruder zu helfen . . .«

»Oder einem nichtsnutzigen Liebhaber«, murmelte ich.

»Sei doch nicht so primitiv«, schrie er mich beinahe an.

»Sie hat keinen Liebhaber.«

»Und deines Wissens auch keinen Bruder«, versetzte ich. »Aber nimm einmal an, es ist so, und sie hat sich das Geld von der Bank ausgeliehen.«

Er schwieg lange. Dann sagte er:

»Das wäre eine Tragödie.«

Ich ließ mich in einem Sessel nieder und betrachtete ihn voller Verwunderung.

»Ehrlich«, fragte ich, »bist du immer so, wenn du einen Fall bearbeitest, bei dem es um eine Frau geht?«

Ich erwartete einen Ausbruch des Zorns, doch der kam nicht.

»Ich habe immer Mitleid mit den Frauen«, sagte er ruhig, »aber nie zuvor habe ich eine Frau geliebt.«

Die Schlichtheit dieses Geständnisses brachte mich zum Schweigen. Er kam zum Schreibtisch und blieb, die Hände auf die Tischkante gestützt, leicht über mich gebeugt stehen.

»Mont«, sagte er, »wenn Thomson Dawkes diese Frau heute abend kränkt oder beleidigt, erschieße ich ihn.«

Er sprach die Drohung völlig kühl und sachlich aus.

»Ach Quatsch«, gab ich zurück. »Erstens wird er sie nicht beleidigen, und zweitens darfst du ihn nicht erschießen.«

»Er hat mich heute morgen angerufen«, fuhr Billy fort. »Er sagte, er wolle Miß Ferrera allein sprechen.«

»Nun«, meinte ich, »das ist doch nichts Außergewöhnliches. Wenn er die Absicht hat, sie zu erpressen, indem er ihr droht, sie zu entlarven, wenn sie seine Forderungen nicht erfüllt, wird er kaum scharf darauf sein, einen Sergeant der Kriminalpolizei und einen ehemaligen Kriminalbeamten als Zeugen dabeizuhaben.«

»Mir gefällt das nicht«, erklärte Billy.

»Hast du dem Gespräch unter vier Augen zugestimmt?«

Er nickte. »Es spielt keine besondere Rolle. Ich bleibe in Levys Zimmer, und beim ersten Schrei von Mary Ferrera bin ich da. Ich sage dir, Mont . . .« er schlug mit der Faust auf den Schreibtisch, »wenn dieser Schurke sie beleidigt, werde ich - brauchen Sie mich, Levy?«

Die letzten Worten waren an Levy gerichtet, der, die Hände in den Hosentaschen, den Kopf gesenkt, in der Tür stand und Billy direkt ins Gesicht sah.

»Wen wollen Sie umbringen, Billy?« fragte er milde, und Billy lächelte.

»Kommen Sie nur herein, Levy. Bleiben Sie doch nicht in der Tür stehen.«

»Wen wollen Sie umbringen, Billy?« fragte Levy wieder, während er nähertrat.

»Dawkes«, antwortete Billy.

»Prächtig«, erwiderte der sarkastische Levy. »Ich schicke Lilien, und Mr. Mont kann Rosen schicken, und wir begleiten Sie dann zum Galgen. Ich möchte Ihnen eine Geschichte erzählen, Billy.«

Er hockte sich auf die Schreibtischkante, und Billy, der an die Wand gelehnt stand, zwinkerte ihm zu.

»Bitte. Es geht um einen Juden.«

»Um einen jungen Juden«, verbesserte Levy. »Er war in Glasgow in der Sonntagsschule, und die Lehrerin fragte die Klasse, wer denn gern zu den lieben Englein im Himmel wolle. Sämtliche Hände außer einer schossen in die Höhe. ›Ja, aber Issy Isaacs‹, sagte die Lehrerin verwundert, ›möchtest du denn nicht in den Himmel?‹ - ›Nein, Fräulein, antwortete Issy. ›Ich möchte in die Hölle. Mein Papa hat nämlich gesagt, daß unser Geschäft zum Teufel geht, und da möchte ich auch hin.««

Billy lachte.

»*Verbum sapienti*«, bemerkte Levy vielsagend.

»Mit anderen Worten, unser Geschäft geht auch zum Teufel?« Billy gab ihm einen Klaps auf die Schulter. »Der Fall kommt heute abend zum Abschluß, Levy, und dann kann ich mich voll und ganz den anderen Geschäften widmen.«

»Ich hätte nichts dagegen, wenn es heute zum Abschluß käme«, erwiderte Levy kopfschüttelnd, »aber ich glaube es nicht, Billy, Ich hab das dunkle Gefühl, daß die Geschichte sich über ein ganzes Jahr hinziehen wird, und am Ende wird's Schwierigkeiten geben. Vielleicht auch schon am Anfang«, fügte er bedrückt hinzu und trottete niedergeschlagen davon.

»Erinnerst du dich an die Dritter-Klasse-Fahrkarte, die man in Miß Ferreras Handtasche fand?« fragte Billy, nachdem Levy verschwunden war.

»Nach Brixton?« fragte ich. »Ja.«

»Sie hat dort eine Verwandte, bei der sie übernachtet, wenn sie nach Monte Carlo reist«, erklärte Billy. »Das ist alles.«

Ich bemühte mich, das Gespräch auf anderes zu lenken, doch es gelang mir nur teilweise. Von Zeit zu Zeit kam Billy immer wieder auf Mary Ferrera zu sprechen.

Gerade als ich mitten in einer spannenden Schilderung unseres Kampfes mit dem Mörder auf den Wanstead Marshes war, unterbrach er mich.

»Sie hat einen Revolver in ihrer Handtasche«, sagte er. »Sie trägt so viel Geld mit sich herum, daß sie es sich nicht leisten kann, ein Risiko einzugehen. Ich kam an dem Abend dahinter, als ich in Monte Carlo mit ihr auf der Kasinoterrasse sprach. Da schlug mir nämlich die Tasche gegen die Hand, als sie sich umdrehte.«

»Sie ist eine sehr tüchtige junge Frau«, sagte ich gedul-

dig, denn niemand mag es, wenn er mitten in der Beschreibung seiner eigenen Heldentaten unterbrochen wird. Ich lehnte seine Einladung zum Mittagessen dankend ab und versprach, am Abend um halb sieben spätestens wieder da zu sein.

Tatsächlich kam ich erst um Viertel vor acht an, und Miß Ferrera war bereits da. Ich sah gleich, daß sogar der skeptische und kaltschnäuzige Levy ein wenig in ihren Bann geraten war. Billy war völlig hingerissen; sein Gesicht war rot vor Erregung, und seine Augen, die unverwandt auf ihr Gesicht gerichtet waren, blitzten hell und lebhaft. Mary Ferrera war, wie ich erwartet hatte, vollkommen beherrscht. Wieder sah ich das schöne Gesicht im Licht der liebevollen Güte, die aus den grauen Augen strahlte. Ich weiß, es ist lächerlich, dieses Wort zu gebrauchen, doch sie hatte etwas Mütterliches, und eine weiche Zärtlichkeit schwang in ihrer Stimme, die Billy so wenig galt wie mir, sondern einfach Teil ihrer weiblichen Natur war.

»Er wird auf einer Erklärung bestehen«, sagte Billy gerade, als ich hereinkam, und nachdem sie mir die Hand gegeben hatte, kam sie genau auf den Punkt zurück, an dem er unterbrochen wurde.

»Dann muß er eben darauf bestehen«, erwiderte sie ganz gelassen.

»Könnten Sie ihm das System verraten?«

Sie lächelte.

»Es wäre völlig ausgeschlossen, ihm das System zu erklären«, versetzte sie. »Erstens ist es nicht mein System; ich kann es also nicht einfach weitergeben. Und zweitens kann man es unmöglich ohne weiteres erklären. Genau so gut könnte man von mir verlangen, jemandem die Differentialrechnung zu erklären, der glaubt, es handelte sich

um ein neues Tier im Zoo.«

Billy lachte leise.

Das Gespräch konnte nicht fortgesetzt werden, da nun Mr. Thomson Dawkes eintraf. Zu meiner Überraschung kam er allein. Ich hatte erwartet, ihn in Begleitung seines Schattens - als etwas anderes konnte man Inspektor Jennings kaum noch bezeichnen - ins Zimmer treten zu sehen.

»Ich bin etwas früh dran«, bemerkte er mit einem jovialen Lächeln in die Runde, »aber ich denke, wir können diese Geschichte am besten gleich hinter uns bringen, da wir ja alle da sind.«

Sein Blick wanderte von Mary Ferrera zu Billy,

»Ich möchte mit Miß Ferrera unter vier Augen sprechen«, sagte er.

Billy nickte und wandte sich der jungen Frau zu.

»Wenn Sie irgend etwas brauchen, Miß Ferrera«, sagte er anzüglich, »brauchen Sie mich nur zu rufen. Läuten Sie einfach hier« - er zeigte ihr den Klingelknopf neben dem Schreibtisch -, »und ich bin augenblicklich da.«

Sie nickte ernst, und Billy, Levy und ich verließen zusammen das Zimmer.

Ob Thomson Dawkes die Drohung ernst nahm, die in Billys Worten durchklang? Ich glaube es nicht. Er war ein Mensch, der einen unerschütterlichen und übertriebenen Glauben an die Macht des Geldes besaß, und überzeugt war, daß Reichtum Überlegenheit bedeutet. In seiner Haltung Billy gegenüber - ja, eigentlich der ganzen Welt gegenüber - lag immer eine Spur gutmütiger Verachtung. Er vermittelte mir den Eindruck, daß er glaubte, lediglich einem launischen und unbedeutenden Mann seinen Willen zu lassen. Billy hatte den gleichen Eindruck von ihm.

Billington Stabbat kannte ich vielleicht besser als jeder andere, denn wir hatten Momente höchster Gefahr gemeinsam erlebt; Momente, wo das nackte Entsetzen über ihre Lage die Seelen der Menschen bis ins Innerste aufgerissen hatte. Und ich wußte, daß das, was bei einem anderen vielleicht eitle Großsprecherei gewesen wäre, aus Billys Mund eine tödliche Bedeutung besaß. So wenig wie Billy zögern würde, einen ekelhaften Käfer zu zertreten, so wenig würde er zögern, diesen robusten, jovial lächelnden Mann zu vernichten.

In dem Augenblick, als wir aus dem Zimmer gingen, betete ich im stillen darum, daß dieser Abend ein gutes Ende nehmen möge. Leider jedoch sollte mein Gebet nicht erhört werden.

In Levys Zimmer, das sich an den größeren Raum anschloß, setzten wir uns zusammen, eine seltsam gespannte kleine Gruppe.

»Ich hoffe, dieses Gespräch wird nicht lange dauern«, bemerkte Billy gereizt. »Wenn er es wagen sollte . . .« Er vollendete den Satz nicht.

Mir fiel nichts ein, was ich hätte sagen können, und so saßen wir schweigend da und sahen zu, wie der große Zeiger der Uhr langsam von zehn vor acht auf fünf vor acht kroch, und noch immer war aus dem Nebenzimmer kein Laut zu hören. Weitere fünf Minuten verstrichen, dann sprang Billy zornig von dem Tisch auf, auf dem er gegessen hatte.

»Ich mach das nicht mehr mit«, begann er. »Ich . . .«

Und da wurde er unterbrochen.

Aus dem Nebenzimmer kam das Krachen eines Schusses!

Billy stürzte zur Tür und riß sie auf. Das Büro war dunkel, doch gleich neben der Tür gab es einen Lichtschalter.

Seine suchende Hand fand ihn und drückte ihn herunter.

Niemals werde ich den Anblick vergessen, der sich mir bot. Kreidebleich und mit starrem Blick wie in geistiger Verwirrung stand Mary Ferrera nahe der Tür zum Flur. In ihrer Hand lag ein kleiner Revolver, und als die Lichter aufflammten, hob sie ihn hoch und betrachtete ihn mit einem Ausdruck faszinierten Entsetzens.

Levy brach schließlich das Schweigen.

»Wir haben einen Auftraggeber verloren«, erklärte er mit zitternder Stimme.

Selbst in diesem schrecklichen Augenblick ließ sein recht seltsamer Humor ihn nicht im Stich. Ja, wir hatten tatsächlich einen Auftraggeber verloren: über dem Schreibtisch nämlich lag schlaff und leblos Thomson Dawkes mit einem scheußlichen Loch im Kopf, und sein Blut bildete eine Pfütze auf dem Schreibtisch.

Weder Levy noch Billy sagten ein Wort. Ich selbst fühlte mich schwach und zittrig und merkte, daß mein Erholungsurlaub weit notwendiger gewesen war, als ich geglaubt hatte. Die beiden Männer reagierten auf die für sie charakteristische Weise. Levy zog die Löschunterlage unter dem Kopf des Zusammengesunkenen hervor und legte sie auf den Teppich, auf den jetzt das Blut hinunterzutropfen begann. Billy trat zu der jungen Frau und nahm ihr behutsam den Revolver aus der Hand. Da erwachte sie aus ihrer Trance und klammerte sich schauernd und klagend an ihn.

»Er hat mich geküßt«, stieß sie hervor. »Er wollte mich umarmen ... Ich habe das Licht ausgemacht, um ihm zu entkommen. Ich wollte nicht schreien. Ich dachte, ich könnte heimlich zur Tür hinausschlüpfen, aber sie war abgeschlossen.«

»Ja, ja, natürlich«, sagte Billy tröstend. Er stand ihr an Mütterlichkeit nicht nach. Während er ihr beruhigend auf den Rücken klopfte, winkte er mich mit einer Kopfbewegung zu sich. »Bring sie weg«, sagte er. »Bring sie nach unten und setz sie in ein Taxi.«

Ich zögerte nur eine Sekunde, dann nickte ich.

»Aber bring sie nicht zu dir nach Hause«, warnte er mich. »Setz sie einfach in ein Taxi und schick sie nach Brixton. Dann kommst du wieder rauf. Ich brauche dich hier. - Mary, Sie müssen sich jetzt zusammennehmen«, wandte er sich an Miß Ferrera und umfaßte ihr Gesicht mit beiden Händen. Ich dachte, er wolle sie küssen, aber das tat er nicht. Billys Augen konnten wunderbar weich und gütig blicken, und das taten sie jetzt.

»Sie dürfen keinem Menschen erzählen, was geschehen ist, verstehen Sie? Sie waren überhaupt nicht hier. Sie dürfen niemandem verraten, daß Sie heute abend hier waren.«

»Aber, aber . . .« begann sie.

»Sie müssen tun, was ich Ihnen sage«, drängte er.

»Ist er tot?« flüsterte sie. »Ich wollte ihn nicht . . .«

»Nein, nein«, versicherte Billy beschwichtigend. »Er ist nicht tot.«

Er dachte, er lüge, aber er sprach die Wahrheit.

Ich brachte sie nach unten, und wartete mit ihr ein Weilchen auf dem letzten Treppenabsatz, so daß sie sich halbwegs erholen konnte. Dann winkte ich ein Taxi herbei und versprach ihr, sie am folgenden Morgen zu besuchen.

Ich selbst fand mich in einer schrecklichen Situation. Ich, ein Polizeibeamter, war dabei, einer Frau zur Flucht zu verhelfen, die allem Anschein nach einen Menschen getötet hatte, wenn auch in Notwehr. Doch seltsamerweise quälte mich der Gedanke, meiner Pflicht als Polizeibeamter nicht nachgekommen zu sein, nicht so sehr wie meine Sorge um Billy. Ich war mir nämlich völlig darüber im klaren, was er vorhatte.

Als ich wieder in sein Büro kam, - ich mußte durch Levys Zimmer gehen, weil die Flurtür von innen abgeschlossen war -, war Levy dabei, die Wunde des Mannes mit einem Handtuch zu verbinden.

»Zum Glück ist er nicht tot«, sagte Billy, »aber es ist fraglich, ob er durchkommt. Ich glaube, die Kugel muß an seinen Schädelknochen abgeprallt sein. Die Fensterscheibe ist zersplittert.«

Gemeinsam trugen sie Dawkes zu einem Sofa und legten ihn darauf. Levy hatte bereits den Arzt und einen

Krankenwagen telefonisch benachrichtigt. Nachdem wir es Dawkes so bequem wie möglich gemacht hatten, ging Billy zu seinem Schreibtisch, nahm den Revolver, den er Miß Ferrera abgenommen hatte, sah sich suchend um und ging dann mit einem Ausruf zur Fensternische, wo er am Morgen das kleine Wand-türchen entdeckt hatte. Er stemmte es auf, warf den Revolver in die Finsternis und klappte das Türchen fest wieder zu. Dann trat er zu seinem Schreibtisch und zog seinen eigenen Revolver aus der Schublade.

»Was hast du vor?« fragte ich.

»Das wirst du gleich sehen«, antwortete Billy.

Schnellen Schritts lief er zu dem imposanten offenen Kamin, hielt den Revolver mit dem Lauf nach oben hinein und feuerte einmal. Es rieselte Staub und Mörtel und Ruß. Dann kam Billy zu mir und drückte mir den Revolver in die Hand.

»Sergeant Mont«, sagte er, »gerade als Sie die Treppe heraufkamen, hörten Sie einen Schuß, und als Sie hier ins Zimmer traten, sahen Sie Mr. Dawkes schwerverletzt über dem Schreibtisch liegen. Ich stand etwa hier.« Er ging zur Tür. »Du hast mich gefragt, was geschehen wäre, und ich sagte dir, ich hätte Streit mit ihm gehabt und im Zorn auf ihn geschossen.«

»Kommt nicht in Frage!« protestierte ich heftig. »Das tue ich nicht.«

»Du mußt es tun«, stieß Billy zähneknirschend hervor. »Hörst du, jetzt kommt schon jemand die Treppe herauf. Wirst du mich nun verhaften, oder willst du warten, bis dieser Fettwanst, dieser Jennings, hier auftaucht? Mont, um Himmels willen, tu was ich dir sage«, rief er. »Wir sind alle erledigt, wenn du es nicht tust. Verhafte mich. Ich bin entschlossen, Mary Ferrera aus der Sache heraus-

zuhalten, und du erweist mir mit meiner Verhaftung den größten Dienst.«

Was sollte ich tun? Ich hatte nur eine Sekunde Zeit zum Überlegen, dann sagte ich, obwohl mir die Worte fast im Hals steckenblieben:

»Stabbat, Sie sind wegen versuchten Mordes an Mr. Thomson Dawkes verhaftet.«

In diesem Augenblick kam Jennings herein, schickte einen raschen Blick durch den Raum und fragte dann hastig: »Wo ist die Frau?«

»Sie ist nicht gekommen«, antwortete Billy. Jetzt erst fiel Jennings' Blick auf die reglos daliegende Gestalt auf dem Sofa.

»Mein Gott, Sie haben ihn getötet!« schrie er beinahe.

»Das will ich nicht hoffen«, versetzte Billy. »Aber es stimmt, ich habe auf ihn geschossen.«

»Waren Sie dabei, Mont? Haben Sie etwas gesehen?« fragte Jennings mit puterrotem Gesicht.

»Ich habe Stabbat soeben verhaftet«, erwiderte ich. Wenn es überhaupt möglich war, aus dieser schrecklichen Situation irgendeine Befriedigung zu ziehen, so wurde sie mir zuteil, als ich das lange Gesicht sah, das Jennings plötzlich machte. Mit der Verhaftung nämlich hatte ich den Fall zu meinem eigenen gemacht, das heißt, die Ermittlungen lagen damit in meinen Händen. Jennings, der sein Leben lang nach einem solchen publicity-trächtigen Fall gelehzt hatte, spie Gift und Galle, als er hörte, daß ihm diese einmalige Gelegenheit durch die Lappen gegangen war.

Der erste Bericht, den ich am folgenden Morgen erhielt, kam aus dem Krankenhaus. Dawkes hatte eine unruhige Nacht hinter sich und das Bewußtsein noch nicht wiedererlangt. Er hatte eine Gehirnerschütterung und vermutlich

eine Fraktur des rechten Scheitelbeins. Die Ärzte waren noch dabei, ihn gründlich zu untersuchen, und wenn nötig, würde man noch am selben Morgen operieren.

Schon früh begab ich mich in die Bond Street und fand dort Levy Jones vor, der unter dem wachsamen Auge eines uniformierten Polizeibeamten seine persönlichen Habseligkeiten einsammelte. Ich schickte den Beamten weg.

»Wir müssen das Zimmer versiegeln, und es darf niemand hinein«, sagte ich. »Und Sie, Levy, müssen als Zeuge zur Verfügung stehen.«

»Das weiß ich schon«, antwortete er jammernd. »Der arme Billy! Ich war gerade in der Marlborough Street und habe ihm sein Frühstück gebracht.«

»Wie geht es ihm?« fragte ich.

»Geschlafen hat er wie ein Murmeltier«, erklärte Levy bekümmert. »Typisch Billy. Ich habe den Wärter ein bißchen verkohlt, damit er mich zu ihm ließ, und ihm gesagt, ich wäre sein Diener - und eigentlich bin ich das ja auch, oder?« meinte er.

»Und?«

»Ich habe ihn gefragt, wie er geschlafen hat«, berichtete Levy, »und er sagte, er wäre die ganze Nacht nicht einmal aufgewacht, und dann hat er mich angepöfeln, weil ich ihm keine Nierchen mitgebracht hatte. ›Tja, Billy‹, hab ich gesagt, ›sieht übel aus, die Sache.‹ - ›Wir werden ja sehen‹, hat er geantwortet. Sonst nichts - nur, ›wir werden ja sehen‹«, erklärte Levy ergrimmt.

Danach hatte der mißtrauische Wärter ihn hinausbugsiert.

»Glauben Sie, daß Dawkes sterben muß?« fragte Levy ängstlich.

»Der Bericht vom Krankenhaus war nicht sehr ermuti-

gend«, erwiderte ich.

»Verdient hätte er's natürlich, daß er stirbt«, verkündete Levy. »Er ist ein gemeiner Schurke. Wenn ich mir vorstelle, daß diese Frau in der Gewalt dieses Burschen war - eine so zarte, schöne . . .«

»*Et tu, Brûte*«, murmelte ich vorwurfsvoll, und Levy besaß immerhin den Anstand zu erröten.

Ich durchsuchte das Zimmer mit aller gebotenen Gründlichkeit. Mir lag sehr viel daran, die wahren Fakten das Falles aufzudecken, da ich ja später dem Gericht eine Geschichte präsentieren mußte, die überzeugend klang, ohne auch nur den Schatten eines Verdachts auf Billy und Mary Ferrera zu werfen. Ich stellte mich genau an jenen Platz, wo, mit dem Revolver in der Hand, Miß Ferrera gestanden hatte, als wir ins Zimmer gekommen waren, hob meine Hand und streckte den Zeigefinger aus, als wäre er der Lauf einer Schußwaffe. Das erste, das mir schlagartig auffiel, war folgendes: Wenn Thomas Dawkes in dem Moment, als der Schuß ihn getroffen hatte, am Schreibtisch gestanden hatte - was zweifellos der Fall war -, und wenn die Kugel ihn am Kopf getroffen hatte - wie das unstreitig der Fall war -, dann hätte eine der oberen Fensterscheiben von dem Querschläger zerschmettert werden müssen. Es sei denn . . .

Möglich war es natürlich, daß die Kugel, von seinem Schädel abgeprallt, abwärts geflogen war und die untere Scheibe durchschlagen hatte, aber wahrscheinlich war es nicht. Wie kam es also, daß die Scheibe, die sich ein ganzes Stück unterhalb von Dawkes' Kopf befunden hatte, in Scherben war, während die oberen Scheiben ganz geblieben waren?

Es wäre selbstverständlich sinnlos gewesen, nach einem Geschoß zu suchen, das durch das Fenster geflogen war

und sich wahrscheinlich in ein Dach auf der gegenüberliegenden Straßenseite gebohrt hatte. Später schickte ich einige Leute los, um die in Frage kommenden Dächer abzusuchen zu lassen, doch sie fanden die Kugel nicht. Es war daher anzunehmen, daß sie an einer Brüstung oder Mauer abgeprallt und auf die Straße hinuntergefallen war, wo sie in den frühen Morgenstunden von den Straßenkehrern weggefeegt worden war.

In dem Bericht, den ich am Morgen vom Krankenhaus erhalten hatte, stand unter anderem, daß Dawkes außer der Kopfverletzung zwei Kratzer im Gesicht davongetragen hatte. Ich glaube, ich hätte die Herkunft dieser Kratzer sehr leicht erklären können, doch es war notwendig, eine Erklärung für diese Verletzungen zu finden. Schwierig war das nicht; denn dort, wo sein Kopf aufgelegt hatte, stand Billington Stabbats Schreibtischgarnitur.

Die Tür zum Flur war abgeschlossen wie schon am Abend zuvor. Nachdem ich die frischgestrichene Tür sorgfältig auf Fingerabdrücke untersucht hatte, zog ich den Schlüssel heraus und steckte ihn ein. Ich hoffte inständig, daß eine dritte Person sich im Zimmer befunden und den Schuß abgefeuert hatte, der Dawkes niedergestreckt hatte.

Blitzartig fiel mir da George Briscoe ein, und seine Drohung, es Billy heimzuzahlen. George Briscoe! Aber schon kam die Ernüchterung. Mir fiel ein, daß Mary Ferrera gar nicht bestritten hatte, den Schuß abgegeben zu haben. Und hatten wir sie nicht mit dem Revolver in der Hand angetroffen? Aber angenommen, sie und Briscoe - der sich irgendwo im Zimmer versteckt gehalten hatte - hatten gleichzeitig geschossen! Das war natürlich eine phantastische Theorie, aber ich konnte mich erinnern, ein Buch gelesen zu haben, dessen Handlung auf einem ähn-

lichen Zusammentreffen der Umstände beruhte. Mir war klar, daß ich schnellstens Mr. Briscoe ausfindig machen mußte, und bei diesen Bemühungen kamen mir Umstände zu Hilfe, mit denen ich nicht gerechnet hatte.

Mr. Briscoe saß nämlich in einer Gefängniszelle im Polizeirevier Cannon Row, und das schon seit fünfzehn Uhr des vorangegangenen Nachmittags. Ihm wurde vorgeworfen, an dem Einbruch in der Regent Street beteiligt gewesen zu sein.

Ich sprach in seiner Zelle mit ihm, und es gab nicht den geringsten Zweifel daran, daß er das beste aller Alibis hatte.

»Wer hat Sie reingeritten, Briscoe? Ich hatte nichts damit zu tun!«

Ich hielt es für meine Pflicht, Billy zu entlasten, und Briscoe nickte.

»Das weiß ich, Mr. Mont«, sagte er. »Wenn Sie wissen wollen, wer mich verraten hat - *cherchez les femmes!* Warum sind Sie zu mir gekommen?« fragte er neugierig. »Ist etwas passiert?«

»Nichts Besonderes, nur daß man Mr. Thomson Dawkes mit einer Schußverletzung in Stabbats Büro aufgefunden hat. Stabbat ist bereits verhaftet.«

»Du lieber Gott!« rief er. »Billy Stabbat im Kittchen? Das ist ja großartig. Und hat er wirklich auf Dawkes geschossen?«

»Leider ja«, antwortete ich. »Ich war Zeuge des Geschehens.«

»Ist Dawkes tot?« fragte er schnell.

»Nein, aber es geht ihm ziemlich schlecht«, erklärte ich.

»Hoffentlich kratzt er ab«, meinte der fröhliche George Briscoe. »Nichts würde mich mehr freuen, als zuzuschauen, wie er in die Todeszelle marschiert.«

»Sie sind ein reizender Zeitgenosse, Briscoe«, sagte ich und ging.

Mein nächster Besuch galt Mary Ferrera. Ich hatte ihre Adresse in Brixton, doch eingedenk der unangenehmen Erfahrung, die wir in Elston gemacht hatten, wollte ich nicht in ihrer Gesellschaft gesehen werden. Es war Jennings nämlich durchaus zuzutrauen, daß er mich genauso beschatten ließ wie es vorher Dawkes mit Billy gemacht hatte.

Mary Ferrera hatte den Schock der Ereignisse überwunden, und als ich in den Salon trat, in den ich geführt wurde, lag die Abendzeitung vor ihr.

Die Presse brachte nur einen mageren Bericht über die »Schießerei«, wie sie es nannte, doch was da stand, reichte aus, um Miß Ferrera vor Angst und Sorge außer sich zu bringen.

»Ich kann es nicht zulassen, daß Mr. Stabbat mir ein solches Opfer bringt«, sagte sie. »Es ist absurd. Ich kann alles erklären.«

»Genau deswegen bin ich zu Ihnen gekommen«, erwiderte ich. »Sie sollen mir alles erklären.«

»Seit ich hier angekommen bin, versuche ich unablässig, mich zu erinnern, was geschehen ist.«

Sie wanderte rastlos im Zimmer hin und her, und ich sah, daß diese unerschütterliche Spielerin, die Tausende riskierte, ohne mit der Wimper zu zucken, und die einem Mann wie Thomson Dawkes mit ruhiger Gelassenheit gegenübertrat, gebrochen war; nicht durch die Bedrohung, der sie selbst ausgesetzt war, sondern durch die schreckliche Gefahr, in der jener Mann schwebte, für den sie vielleicht etwas von jener Liebe empfand, die er ihr entgegenbrachte.

»Ach, wenn ich doch nachdenken könnte«, rief sie hän-

deringend. »Den ganzen Tag versuche ich schon, alles, was geschehen ist, in einen logischen Zusammenhang zu bringen. Nachdem Sie mich mit Mr. Dawkes allein gelassen hatten, gab er sich sehr freundlich und sagte, er hätte alles über mich herausgefunden und wüßte, daß das Geld, mit dem ich gespielt hatte, der Bank gehöre. Er redete ganz vernünftig über Systeme, und dann kam er plötzlich auf mich zu. Ich hatte keine Ahnung, was er von mir wollte. Das wurde mir erst klar, als er mich in seine Arme nahm.

›Sie können auch auf andere Weise bezahlen, meine Liebe, Sie können nach Monte Carlo reisen, so oft Sie es sich in Ihr hübsches Köpfchen setzen‹, sagte er.

Ich versuchte, mich aus seiner Umarmung zu befreien, aber er war so stark - schrecklich stark. Daraufhin sagte ich, ich würde gleich schreien, aber er lachte mir nur ins Gesicht.

›Sie werden nichts dergleichen tun‹, sagte er. ›Ich glaube, Frauen Ihres Schlags kenne ich. Also, meine Liebe, wie hätten Sie es gern? Soll ich die Gesetzeshüter rufen‹ - er lächelte höhnisch, als er das sagte - ›oder wollen Sie vernünftig sein?‹ Da habe ich ihn mit aller Kraft auf den Fuß getreten, und er hat mich mit einem Aufschrei losgelassen. Im Handgemenge hatten wir uns der großen Tür genähert, die, glaube ich, in den Flur und zur Treppe hinausführt, und sobald er mich freigelassen hatte, lief ich zu dieser Tür und wollte sie öffnen. Aber sie war abgeschlossen.

›Sie kleine Teufelin‹, rief Dawkes und wollte schon wieder nach mir greifen, als mir wie durch ein Wunder plötzlich der Lichtschalter ins Auge fiel. Ich knipste ihn aus. Es gelang mir, Dawkes zu entkommen, aber ich konnte nicht an ihm vorbei, um ins Nebenzimmer zu ge-

langen, wo Mr. Stabbat war.«

»Warum haben Sie nicht gerufen?« fragte ich.

Sie schüttelte den Kopf.

»So gut kannte mich Dawkes«, sagte sie nachdenklich.

»Ich dachte, ich könnte ohne großes Theater und ohne eine unangenehme Szene für Mr. Stabbat entkommen. Das wollte ich einfach nicht. Ich frage mich, ob Dawkes das wußte«, meinte sie nachdenklich.

»Er muß mich im Lichtschein, der durch das Fenster fiel, gesehen haben«, fuhr sie fort. »Blitzschnell wollte er sich auf mich stürzen, und ich hatte gerade noch Zeit, geduckt unter seinen Armen hindurchzukriechen, dann prallte er gegen den Schreibtisch. ›Bleiben Sie, wo Sie sind«, sagte ich. ›Ich kann Sie vor dem Fenster genau sehen. Ich bin bewaffnet.« Bei diesen Worten entscherte ich den kleinen Revolver, den ich immer bei mir habe, wenn ich auf Reisen bin. Ach, hätte ich ihn nur gestern abend nicht mitgenommen!«

»Was geschah dann?« fragte ich.

»Er geriet in eine Art eiskalte Wut«, berichtete Mary Ferrera. »Ich sehe jetzt noch seine Silhouette vor dem Fenster, und seine Stimme vergesse ich bestimmt nie.« Sie schauderte. »Am liebsten würde ich mich nie mehr in meinem Leben an die gräßlichen Dinge erinnern, die er zu mir sagte! Niemals hätte ich geglaubt, daß ein Mann - ein gebildeter Mann! - so etwas zu einer Frau sagen kann. Ich weiß nicht, was dann geschah. Mir wurde schwindlig. Aber gerade, als ich sagte: Jetzt rufe ich Mr. Stabbat, und der bringt Sie ins Gefängnis, Sie ... Ich muß einfach völlig außer mir gewesen sein. Ich kann mich nicht erinnern, was dann passierte. Ich weiß nur noch, daß ein Schuß krachte und Dawkes zusammensackte, und dann sah ich mich selbst mit dem Revolver in der Hand. Gleich darauf

kamen Sie herein.«

»Das ist alles, woran Sie sich erinnern?« fragte ich.
»Sie haben also nicht überlegt auf ihn gezielt. Es könnte ein Unfall gewesen sein. Vielleicht hat sich der Schuß von selbst gelöst.«

Sie schüttelte den Kopf.

»Ich weiß nicht, was geschah«, erwiderte sie schlicht,
»aber in meinem Herzen war ein mörderischer Haß auf ihn. Ich wünschte ihm den Tod. Das ist alles, was ich weiß. Wie geht es. . .« fragte sie.

»Er hat eine sehr unruhige Nacht hinter sich und wird heute morgen operiert«, antwortete ich.

Ein Schatten tiefer Beunruhigung glitt über ihr Gesicht, wurde aber gleich von einem verächtlichen kleinen Lächeln verdrängt.

»Ich meinte nicht Dawkes«, erklärte sie. »Ob er lebt oder stirbt, ist mir gleichgültig. Aber wie geht es Mr. Stabbat? Was hält er von der ganzen Sache, und was will er unternehmen?«

Da sagte ich es ihr. Ich dachte, sie würde zusammenbrechen.

»Sie haben ihn verhaftet - Sie!« rief sie mit blitzenden Augen. »Gerade Sie, der Sie doch angeblich sein Freund sind! Sie haben ihn wegen eines Verbrechens verhaftet, das er, wie Sie ganz genau wissen, nicht begangen hat?«

»Wohin wollen Sie?« fragte ich erschreckt und faßte sie beim Arm, als sie zur Tür ging.

»Ich gehe auf der Stelle zum nächsten Polizeirevier und sage, wie es wirklich gewesen ist«, erklärte sie.

»Und damit werden Sie Billy für immer ruinieren und ihm überdies das Herz brechen«, sagte ich ruhig. »Daß Sie meine Karriere ruinieren, will ich gar nicht besonders betonen, denn das ist nicht von Belang. Billy hat das mit

voller Überlegung für Sie getan, weil seine Chancen, aus diesem Dilemma wieder herauszukommen, besser stehen als Ihre; und er möchte unbedingt Ihren Namen aus der Sache heraushalten - ebenso den Namen Ihres Onkels«, fügte ich mit Nachdruck hinzu.

Sie wurde blaß.

»Sie wissen es?«

»Billy weiß, daß Sie Sir Philip Framptons Nichte sind«, antwortete ich.

Eine ganze Weile stand sie schweigend da und hing ihren Gedanken nach.

»Wenn es in dieser Sache zum Prozeß kommt - was ja zweifellos der Fall sein wird«, sagte sie unvermittelt, »was geschieht dann mit Billy?«

Sein Vorname kam ihr so natürlich über die Lippen, daß es mir gar nicht auffiel - sie hatte Billy plötzlich beim Vornamen genannt!

»Er wird vielleicht fünf Jahre bekommen, vielleicht auch sieben«, erwiderte ich.

»Fünf oder sieben Jahre«, stieß sie entsetzt hervor. »Aber das geht doch nicht! Sie dürfen ihm nichts tun. Das wäre ungeheuerlich - ein Verbrechen!«

An dieser Stelle mußte ich Mary Ferrera Bewunderung zollen. Jede andere Frau wäre über die Hiobsbotschaft, die ich ihr da gebracht hatte, nicht nur vorübergehend außer sich geraten, sondern hätte stundenlang gezetert. Sie jedoch war innerhalb einer halben Stunde völlig ruhig und gefaßt und konnte sogar die Rolle, die ich dabei spielte, nüchtern sehen.

»Wenn er ins Gefängnis muß«, sagte sie sachlich, als erörtere sie irgendeine Maßnahme in ihrem Haushalt, »müssen wir ihn natürlich herausholen.«

»Herausholen?« stammelte ich. »Wie denn?«

»Er muß ausbrechen. Man kann heutzutage genau so leicht aus dem Gefängnis ausbrechen wie früher; wahrscheinlich noch leichter, wo es doch jetzt Flugzeuge und Automobile gibt. Was erwartet er von mir? Was soll ich tun?«

Ich sagte es ihr. In Wirklichkeit allerdings stammte der Plan gar nicht von Billy, denn er hatte keine Zeit mehr gehabt, Anweisungen zu geben oder Wünsche zu äußern. Aber ich mußte ihr weismachen, es wäre seine Idee; sie hatte schließlich unbegrenztes Vertrauen in ihn.

»Sie haben in Ihrem Reisepaß doch sicher ein Jahresvisum?« sagte ich.

Sie nickte mehrmals, warf mir aber zugleich einen zweifelnden Blick zu.

»Soll ich denn verreisen?«

»Ja, Sie sollen nach Südfrankreich reisen, bis diese Sache hier erledigt ist. Wenn es so weit ist, können sie zurückkehren.«

»Ja, aber wie soll ich denn dann nach Monte Carlo kommen?« fragte sie, und ich starrte sie verblüfft an.

»Sie fahren doch sonst, wann Sie Lust dazu haben«, versetzte ich unverblümt.

»Ich fahre, wenn ich geschickt werde«, entgegnete sie. Dies war für mich der erste Hinweis darauf, daß sie nicht aus eigenem Antrieb handelte, sondern im Auftrag einer anderen Person das Glück am Spieltisch suchte.

»Dann lassen Sie sich schicken«, versetzte ich. »Und ich würde Ihnen raten, Ihrem Onkel, Sir Philip, die ganze Geschichte zu erzählen.«

»Nein, nein, nein!« rief sie. »Das ist ausgeschlossen - das wage ich nicht. Ich wende mich an jemand anderen.«

Ich fragte mich, wer dieser andere war und beschloß zugleich, Billy diesen Teil des Gesprächs zu unterschla-

gen, wenn ich ihm berichtete.

In einer Hinsicht konnte ich ihr helfen. Levy Jones hatte mir nämlich dreihundert Pfund gegeben, die er am Morgen von Billys Konto abgehoben hatte, und mich gebeten, das Geld zu verwahren. Ich erbot mich, ihr mit Geld auszuhelfen, und zu meiner Überraschung nahm sie das Angebot an. Ihr Auftraggeber war, wenn ihre Geschichte stimmte, nicht übermäßig großzügig, was die Bezahlung anging.

Sie entschloß sich schließlich, nach Südfrankreich zu reisen und dort so lange zu bleiben, bis ich ihr ein Telegramm schickte. Aber vorher, erklärte sie, müßte sie noch einmal nach El-ston zurück.

Ich besuchte Billy am selben Abend in seiner Zelle und berichtete ihm. Er war mir sehr dankbar.

»Du hast ja keine Ahnung, Mont«, sagte er. »Mir fällt ein Stein vom Herzen. Es war wirklich ein genialer Einfall von mir, mich von dir verhaften zu lassen. Auf diese Weise liegt der Fall in deinen Händen, und das macht alles wesentlich einfacher. Wie geht es Dawkes?«

Die Operation, erzählte ich ihm, war erfolgreich verlaufen, aber es würde noch Wochen dauern, ehe Dawkes vernommen werden konnte.

Es vergingen schließlich zwei Monate, ehe er im »Old Bailey« in den Zeugenstand trat, den Kopf noch immer verbunden, und alles erzählte, woran er sich erinnerte. Ich vermute, während der langen Tage seiner Genesung hatte Mr. Thomson Dawkes viel Zeit zum Nachdenken. Billy hatte bei der Voruntersuchung dem Untersuchungsrichter genau geschildert, wie und warum er auf Dawkes geschossen hatte; genau die gleiche Aussage machte nun Dawkes vor Gericht. Ich traute ihm damals schon zu, daß er sich der Rolle, die er gespielt hatte, schämte und sein

infames Verhalten der jungen Frau gegenüber bereute; die nachfolgenden Ereignisse gaben mir recht. Auf jeden Fall wurde Mary Ferreras Name vor Gericht nicht erwähnt, und er gab sogar zu, an den Ereignissen selbst eine gewisse Schuld zu tragen, da er Billy heftig provoziert habe. Tatsache ist, daß Dawkes sich im Zeugenstand nobler zeigte als je zuvor in seinem Leben. Das hätte sich auf das Strafmaß auswirken können, doch ich habe nicht den Eindruck, daß Richter Chudleigh sich von der »Hochherzigkeit« Mr. Dawkes' beeindrucken ließ.

» . . . wird über Sie eine Gefängnisstrafe von sieben Jahren verhängt«, lautete das Urteil.

Mit einer knappen Verbeugung zum Richter hin drehte Billy sich um und stieg die Treppe zum Zellentrakt hinunter.

Ein ungewöhnlicher Zufall wollte es, daß gleich der nächste Fall, der zur Verhandlung kam, der Fall Briscoe war. Wie ich am Abend in der Zeitung las, denn ich blieb nicht, um der Verhandlung beizuwohnen, wurde Briscoe zu drei Jahren verurteilt.

Nun konnte ich Miß Ferrera den Ausgang des Prozesses telegrafisch mitteilen. Ich wunderte mich, daß sie der Bank ohne weiteres so lange hatte fernbleiben können. Am Abend nach meinem Besuch bei Billy setzte ich mich deshalb hin und schrieb einen Brief an Mr. Pontius, den Buchhalter von »Frampton's Bank«. Ich muß sagen, mein Schreiben war ein Musterexemplar fücksischer Diplomatie.

Die Antwort erreichte mich zwei Tage später und enthielt die erstaunliche Neuigkeit, daß Miß Ferrera ihre Stelle bei der Bank gekündigt hatte, nachdem sie zwei Monate unbezahlten Urlaub genommen hatte.

Mr. Pontius berichtete nichts darüber, daß ein Defizit bei der Bank aufgedeckt worden wäre, er schrieb allerdings, geschwätzig wie er war, daß er meinen Brief nicht so prompt hätte beantworten können, da die Buchprüfer da gewesen wären. Man hatte also nichts Nachteiliges über Miß Ferrera entdeckt. Aber weshalb hätte es auch anders sein sollen? Wenn sie tatsächlich mit den Geldern der Bank gespielt hatte, so war nicht zu vergessen, daß sie, abgesehen von einer Ausnahme, immer gewonnen hatte und das Geld, das sie gewonnen hatte, stets hatte unbemerkt zurücklegen können. Vertraute sie diesem außergewöhnlichen System so rückhaltlos, daß sie es wagen konnte, fremdes Geld zu nehmen? Und wenn sie das

getan hatte, dann hätte sie wohl kaum an jenem Abend, an dem Dawkes sie verlieren sah, solche Seelenruhe gezeigt.

Der gute Levy Jones führte die Geschäfte weiter, und zwar sehr tüchtig, auch wenn er nicht mit dem Herzen bei der Sache war. Es gibt Geschichten von Frauen, die an ihrem Hochzeitstag sitzengelassen worden sind und das Zimmer, in dem die Hochzeitsfeier stattfinden sollte, jahrelang genau so ließen, wie es am Tag ihrer großen Enttäuschung geschmückt war. Levy ging nicht ganz so weit, aber ich hatte den Eindruck, daß er das Büro, in dem das Verbrechen begangen worden war, ehrfürchtig pflegte, und es wurde genau so gehalten, wie Billy es verlassen hatte, nur Staub gewischt wurde jeden Tag.

Billy saß schon über drei Monate im Gefängnis, als ich eines Tages im Büro vorsprach und mich mit Levy unterhielt. Ich hatte nichts von Miß Ferrera gehört und war mir nicht sicher, ob es klug gewesen war, mich nicht um sie zu kümmern.

Im Lauf des Gesprächs machte ich eine Bemerkung über den Zustand von Billys Zimmer.

»Wenn Billy aus dem Gefängnis kommt, soll er alles so vorfinden, wie er es gern hatte«, sagte Levy unglücklich. »O ja, ich habe Arbeit genug, Mr. Mont, aber ich wäre dankbar, wenn Sie mir ab und zu ein bißchen helfen würden. Ich habe zwei Detektive an der Hand, die für mich arbeiten. Fürchterlich«, sagte er verzweifelt. »Weder sehen sie aus wie Detektive, noch verhalten sie sich so. Sie haben nur einen Vorteil: sie hocken immer im selben Gasthaus, und zwar von früh bis spät. Ich weiß also immer, wo ich sie finden kann.«

Levy konnte sich nicht einmal aufraffen, mir eine Anekdote über eine Schwäche seiner Landsleute zu erzäh-

len.

»Levy«, sagte ich, unmittelbar bevor ich wieder ging, »ich habe einen Auftrag für Sie.«

»Einen Auftrag? Brauchen Sie einen Detektiv, Mr. Mont?« fragte er erstaunt.

Ich nickte.

»Es betrifft Billy«, erklärte ich. »Sie kennen Miß Ferreras Geschichte und wissen von ihren Ausflügen nach Monte Carlo?«

Er lächelte ein wenig traurig.

»Und ob«, antwortete er.

»Gut«, meinte ich. »Ich bin überzeugt, daß Miß Ferrera lediglich von einer dritten Person beauftragt war, und ich möchte wissen, wer diese dritte Person ist.«

Er stieß seinen Sessel zurück und schob die Hände in die Taschen seines schäbigen Jacketts.

»Ich bin zweimal in Elston gewesen«, sagte er ruhig.

»Tatsächlich?« entgegnete ich verblüfft.

»Ja, tatsächlich«, erwiderte Levy. »Als Billy auf seinen Prozeß wartete, hab ich nicht rumgesessen und Däumchen gedreht, sondern versucht, Material zu seiner Entlastung aufzutreiben. Billy ist ein wichtiger Mensch in meinem Leben, Mr. Mont«, erklärte er, und seine Stimme zitterte leicht. »Ein ganz wichtiger Mensch«, wiederholte er.

Niemals hätte ich bei Levy Jones Rührung oder derart tiefe Gefühle vermutet, doch ich spürte instinktiv, daß er in diesem Moment den Tränen nahe war. Er hätte es mir allerdings nie verziehen, wenn er in meiner Anwesenheit geweint hätte.

»Was haben Sie in Elston getan, Levy?«

»Ich habe mich so eingehend wie möglich über die Angestellten bei der Bank informiert«, antwortete er. »Und

auch darüber, wer ihre Freunde waren. Das erste, das ich seltsam fand«, fuhr Levy fort, »war die Tatsache, daß Miß Ferrera nicht bei ihrem Onkel lebte - bei dem alten Bankier.«

»Ja, das fand ich auch merkwürdig«, sagte ich. »Sie hat früher einmal bei ihm gelebt.«

Levy nickte.

»Sie wohnte ungefähr acht Monate bei ihm. Er besitzt ein großes schönes Haus etwas außerhalb von Elston. Früher hat er die Bank mit seiner Schwester zusammen geführt, aber dann starb die Schwester, und nicht lange danach starb auch sein Schwager, und da adoptierte er die Tochter der beiden.«

»Und warum lebte sie nicht bei ihm?«

»Weil sie ihn nicht ausstehen kann«, lautete die überraschende Antwort. »Es heißt, daß es fast unmöglich ist, mit ihm auszukommen, so ein Teufel ist er. Es gibt nicht einen Angestellten, der ihn nicht haßt.«

Das war mir neu. Der Chef eines großen Unternehmens ist im allgemeinen nicht unbedingt beliebt, aber es kommt höchst selten vor, daß seine Angestellten ihn hassen.

»Er ist ein kleinlicher, engstirniger Mensch«, berichtete Levy weiter. »Einer von denen, die etwas dagegen haben, daß Männer rauchen oder Frauen im Herrensitz reiten. Die Leute, die ihn kennen, waren verwundert, als er Mr. Ferrera - also Miß Ferreras Vater - seinen letzten Wunsch erfüllte. Die beiden waren zwar miteinander verwandt, aber Verwandtschaft bedeutet Sir Philip herzlich wenig. Doch er adoptierte Miß Ferrera und nahm sie in seinem Haus auf. Sie hielt acht Monate bei ihm aus, dann suchte sie sich ein Zimmer, arbeitete jedoch weiter in der Bank. Und hier ist noch was Sonderbares: Miß Ferrera bekam

wöchentlich drei Pfund zehn Schilling ausbezahlt und drei Pfund zehn wurden jede Woche Sir Philips Konto gutgeschrieben.«

Ich ließ mich in den Sessel fallen und starrte Levy entgeistert an.

»Soll das heißen, daß sie über sieben Pfund pro Woche verdiente, und die Hälfte davon an Sir Philip gezahlt wurde?«

Levy nickte.

»Ich bin der Meinung, daß damit eine alte Schuld von Mr. Ferrera abgetragen werden solle, die dieser bei seinem Tod noch nicht beglichen hatte.«

»Natürlich! So ist es!« rief ich. »So ein knausriger alter Geizhals!«

»Sie sagen es«, stellte Levy fest. »Da reden die Leute immer über uns Juden! Dilettanten sind wir in der Kunst der Wucherei im Vergleich zu gewissen Halsabschneidern! Und ich sage Ihnen noch etwas: Während der letzten zwei Wochen ihrer Tätigkeit bei der Bank wurden Miß Ferrera sieben Pfund gutgeschrieben. Das kann nur bedeuten, daß die Schuld abbezahlt war, und das war vermutlich der Grund, weshalb sie kündigte.«

»Ich melde mich wieder bei Ihnen«, sagte ich und wollte aufstehen.

»Nein, bleiben Sie noch«, bat Levy. »Trinken Sie eine Tasse Tee mit mir. Ich schicke den Jungen.«

Seinem Büro schloß sich ein Vorzimmer an, wo Besucher sich anmelden mußten, und auf seinen Ruf erschien ein schlaksiger Junge, um Levys Bestellung entgegenzunehmen. Wenn man bedenkt, wie gern die Jugend ihre Zeit verbummelt, brachte er uns den Tee in bemerkenswert kurzer Zeit.

Beim Tee erzählte mir Levy das Neueste von Billy. Er

war in Wormwood Scrubbs gewesen, doch diese Woche hatte man ihn nach Dartmoor verlegt, weil das Londoner Gefängnis derzeit mit politischen Häftlingen aus Irland überbelegt war.

»Und er ist so fröhlich wie ein Vogel«, berichtete Levy ganz verzweifelt. »Er arbeitet in der Schneiderwerkstatt, übrigens George Briscoe auch.«

»Da sollte Billy sich vorsehen.«

»Aber Briscoe sollte sich auch vorsehen«, meinte Levy vielsagend. »Es täte mir wirklich leid um ihn, wenn er sich mit Billy anlegen sollte.«

»Eines kann ich bei Sir Philip Frampton nicht verstehen«, begann ich gerade, als es an der Tür klopfte und der schlaksige Junge hereintrat.

»Ein Herr möchte Sie sprechen«, sagte er zu Levy. »Geschäftlich.«

»Gib mir mal die Karte«, sagte Levy und nahm dem Jungen die Visitenkarte aus der Hand. Er warf einen Blick darauf und schnaubte laut durch die Nase. »Sir Philip Frampton«, las er vor, und wir sahen uns verblüfft an.

Ich hatte Sir Philip immer nur ganz flüchtig gesehen. Da hatte er irgendwie würdevoll gewirkt; bei näherem Hinsehen jedoch hatte ich einen wenig angenehmen Eindruck von ihm. Er überragte Levy um mehr als Haupteslänge, und seine stattliche Größe allein bewahrte ihn davor, als unscheinbar bezeichnet zu werden. Er hatte einen schmalen Kopf, und sein Gesicht war so welk wie sein Körper. Ein Paar unsteter brauner Augen, die jetzt zu einer Farbe verblichen waren, die weder braun noch grau schien, blickte bald mich, bald Levy an, während sich der Mann nervös die Hände rieb.

Levy schob ihm einen Sessel hin.

»Guten Morgen, meine Herren«, sagte Sir Philip Frampton, mit harter, unmelodischer Stimme. »Wer von Ihnen ist Mr. Stabbat? Mr. Stabbat wurde mir vor einigen Monaten von einem Bekannten empfohlen, doch ich hatte bisher keinen Anlaß, mich an ihn zu wenden.«

»Mr. Stabbat ist auf dem Land«, behauptete Levy gelassen. »Inzwischen führe ich seine Geschäfte.«

Der alte Herr musterte Levy mit skeptischem Blick.

»Sind Sie berechtigt, auch Aufträge entgegenzunehmen?« fragte er.

»Ja, Sir«, antwortete Levy.

Ich stellte meine Tasse nieder, weil ich gehen wollte, doch Levy bedeutete mir noch zu bleiben, und der alte Herr fand es offenbar nicht ungewöhnlich, daß bei dem Gespräch eine dritte Person zugegen war. Er musterte mich scharf und sagte:

»Das ist wohl ein Detektiv?«

»Richtig, Sir, das ist ein Detektiv«, erwiderte Levy, und

es stimmte ja auch beinahe.

»Hm«, meinte Sir Philip. »Macht einen intelligenten Eindruck.«

Ich errötete. Levy krümmte sich förmlich vor lautlosem Gelächter, doch Sir Philip schien gar nicht zu merken, daß seine Bemerkung zu großer Erheiterung Anlaß gegeben hatte.

»Da er im Rahmen seines Dienstes vielleicht bald die Person beschatten muß, von der ich gleich sprechen werde, ist es wahrscheinlich von Nutzen, wenn er alles mit anhört, was ich zu sagen habe.«

Er sprach zögernd, so, als hätte er Schwierigkeiten, die Sätze zu formulieren.

»Sie wissen wahrscheinlich, daß ich Bankier bin - Eigentümer einer der größten Banken im Westen Englands«, begann er. »Vor einigen Jahren starb ein alter Freund von mir, ein Mann, der mir sehr viel Geld schuldete . . .«

Levy warf mir einen raschen Seitenblick zu.

» . . . und vertraute seine verwaiste Tochter meiner Obhut an. Obwohl ich keine Familie habe, sondern Junggeselle bin, übernahm ich diese Verpflichtung umso bereitwilliger, als etwa zur gleichen Zeit meine liebe Schwester starb, und ich mich sehr einsam fühlte. Das junge Mädchen entpuppte sich als sehr schwierig, obwohl sie in der Tat eine entfernte Verwandte ist und mir in mehr als einer Hinsicht verpflichtet war. Sie war das, was man eine emanzipierte Frau nennt - ich glaube, das ist der richtige Ausdruck dafür. Er beschreibt jedenfalls einen Typ von Frau, der mir äußerst widerwärtig ist, verstehen Sie, äußerst widerwärtig!«

Er wackelte bei diesen Worten nachdrücklich mit dem Kopf, und angesichts seiner Miene hätte niemand daran

gezweifelt, daß die emanzipierte Frau ein Typ Frau war, der ihm äußerst widerwärtig war.

»Es gab ein oder zwei unerfreuliche Zusammenstöße, und schließlich erklärte ich mich damit einverstanden, daß sie aus meinem Haus auszog und sich ein Zimmer im Ort nahm. Ich sollte vielleicht hinzufügen, daß sie einen sehr verantwortungsvollen Posten bei der Bank innehatte. Vor etwa einem Monat nun schickte sie mir ihre Kündigung, obwohl ich ihr immer mit Güte und Großzügigkeit entgegengekommen bin. Sie hatte die Gewohnheit, häufig nach Paris zu reisen, allem Anschein nach, um sich in der französischen Sprache zu vervollkommen, und ich hatte ihr versprochen, ihr den wichtigen Posten der Fremdsprachensekretärin bei unserer Bank zu geben.«

Frampton hätte das nicht wichtigtuerischer vortragen können, wenn er die Absicht gehabt hätte, Miß Ferrera das Außenministerium des britischen Empires anzuvertrauen.

»Nur höchst ungern nahm ich ihre Kündigung an, und damit wäre die Angelegenheit vielleicht erledigt gewesen, hätte ich nicht in der vergangenen Woche, als ich einen Safe in meinem privaten Tresor öffnete, die Entdeckung gemacht, daß dem Safe ohne mein Wissen zwanzigtausend Pfund entnommen worden waren.«

Levy kritzelte die Summe automatisch auf ein Blatt Papier, das neben seinem Ellbogen lag.

»Zur gleichen Zeit«, fuhr Sir Philip mit düsterem Ernst fort, »erfuhr ich von einem anonymen Briefschreiber, daß meine Pflgetochter auf ihren Reisen nach Frankreich nicht etwa nach Paris gefahren ist, wie ich geglaubt hatte, sondern regelmäßig nach Monte Carlo, wo sie jedesmal mit hohen Einsätzen spielte.«

Wir schwiegen beide.

Armer Billy! Es war also doch wahr! Aber es gab eine dritte Person, einen Auftraggeber, der hinter ihr stand, für den sie arbeitete. Wer war der anonyme Brief Schreiber, der Mary Ferrera verraten hatte? Augenblicklich fiel mir Thomson Dawkes ein; doch eine solche Tat war mit seinem Verhalten vor Gericht unvereinbar.

»Und was erwarten Sie nun von mir?« fragte Levy.

»Tja, die Frage ist schwer zu beantworten«, erwiderte der alte Herr nach einer Minute des Zögerns. »Ich denke, man sollte ihr empfehlen, besser nicht mehr nach Elston zu kommen. Sie soll nicht wissen, daß ich von ihrem Diebstahl weiß. Das würde nur ihren Stolz verletzen.«

»Vorausgesetzt, sie hat das Geld genommen«, warf ich ein.

»Was heißt hier, vorausgesetzt, sie hat das Geld genommen?« gab Sir Philip scharf zurück. »Es ist klar, daß sie es genommen hat. Sie war die einzige Person, die Zugang zum Tresor hatte. Die Berichte über ihre Ausflüge nach Monte Carlo sind mir inzwischen bestätigt worden. Ich habe die Daten ihrer Besuche im Kasino, und ich weiß, daß sie sich dort als Miß Hicks auszugeben pflegte. Also, wenn ich Ihnen jetzt ihre Adresse gebe - es handelt sich um eine kleine Villa in Brixton, wo sie sich meines Wissens derzeit aufhält -, kann ich Sie dann mit der Aufgabe betrauen, ihr klarzumachen, daß es für sie nicht ratsam ist, nach Elston zurückzukehren? Aber ohne ihr ein Wort von dem zu sagen, was ich Ihnen hier berichtet habe!«

Levy nickte. Der alte Herr zog eine Brieftasche hervor und entnahm ihr einen Zettel, auf dem eine Adresse geschrieben stand. An sich hätte er sich die Mühe sparen können, denn die Adresse kannte ich ja. Es war mir allerdings neu, daß Mary Ferrera sich in London aufhielt.

»Sie können ihr vielleicht sagen«, fuhr Sir Philip fort, »daß ich keinen Groll gegen sie hege, und wenn ich auch das Testament vernichtet habe, in dem ich sie mit einer sehr beachtlichen Jahresrente bedacht hatte« - wir stellten später fest, daß sie sich auf fünfundsiebzig Pfund im Jahr belief -, »so werde ich sie doch in dem neuen Testament, das ich vor meiner Rückkehr nach Elston hinterlegen werde, bedenken und ihr ein Andenken hinterlassen, das sie stets an ihren Wohltäter erinnern wird.«

Levy führte Sir Philip mit angemessener Ehrerbietung hinaus und blieb, nachdem er die Tür hinter ihm geschlossen hatte, aufatmend stehen und sah mich an.

»Na, was halten Sie davon?«

»Es ist auf jeden Fall ein unglaubliches Zusammentreffen«, erwiderte ich. »Sie werden ihr natürlich davon erzählen?«

Levy schüttelte den Kopf.

»Ich weiß nicht, was ich tun soll«, sagte er. »Sehen Sie, Billy hat es sich stets zur Regel gemacht, das Vertrauen der Klienten zu achten. Zugegeben, im Fall von Mary Ferrera hat er es da nicht so ganz genau genommen, aber im Grunde beunruhigt mich die Sorge um die Wahrung der Firmentradition weit weniger als die gegen diese junge Dame vorgebrachte Beschuldigung. Ich kann natürlich versuchen, von ihr zu erfahren, ob sie die Absicht hat, nach Elston zurückzukehren. Aber warum kann er ihr eigentlich nicht einfach schreiben und ihr raten, nicht zurückzukommen? Es könnte höchstens sein«, fügte er nachdenklich hinzu, »daß er nicht zugeben will, vom Verlust seines Geldes zu wissen.«

Danach trennten wir uns. Levy fuhr nach Brixton, während ich Mr. Thomson Dawkes einen Besuch abstattete. Er wohnte in einem großen Haus am Regent's Park, und

ich hatte das Glück, ihn zu Hause anzutreffen. Gewöhnlich war er um diese Jahreszeit auf den Pferderennplätzen zu finden; als ich hörte, daß er zu Hause war, nahm ich an, daß vielleicht die Kopfverletzung, die er davongetragen hatte, ihn veranlaßt hatte, einige seiner Gewohnheiten zu ändern. Doch er sah gesund und kräftig aus, als er mich in seinem Arbeitszimmer empfing.

»Hallo, Mr. Mont. Was gibt es denn für Schwierigkeiten?« fragte er. »Nehmen Sie Platz, rauchen Sie eine Zigarre.«

»Es gibt keine besonderen Schwierigkeiten, Mr. Dawkes«, erwiderte ich. »Ich wollte Ihnen nur unter vier Augen eine Frage über Miß Ferrera stellen.«

Er schnitt eine kleine Grimasse.

»Ich hatte gehofft, der Name der jungen Dame würde nicht wieder aufs Tapet kommen. Ich bin im Zusammenhang mit dieser Geschichte nicht besonders stolz auf mich. Aber Sie kennen ja die Wahrheit, weil Sie selbst dabei waren. Jennings habe ich das allerdings nicht verraten.«

Wofür ich ihm dankbar war.

»Der Grund meines Besuchs ist folgender, Mr. Dawkes«, sagte ich. »Sie wissen, daß Miß Ferrera bei ›Frampton's Bank‹ in Elston angestellt war, und Sie wissen auch, daß sie regelmäßig in Monte Carlo gespielt hat, und zwar mit hohen Einsätzen.«

Er nickte.

»Das weiß ich nur zu gut«, bestätigte er mit einem halben Lächeln.

»Ja, nun hat Sir Philip entdeckt, daß zwanzigtausend Pfund aus dem Safe fehlen. Er behauptet, gleichzeitig mit dieser Entdeckung einen anonymen Brief erhalten zu haben, in dem er über Miß Ferreras Ausflüge ins Kasino

von Monte Carlo informiert wurde. Ich möchte Sie jetzt ganz offen fragen, und zwar nicht etwa, weil ich irgend ein persönliches Interesse daran hätte, sondern allein, weil es mir um die Gerechtigkeit geht, ich möchte Sie also ganz offen fragen, ob Sie diesen Brief geschrieben haben.«

»Darauf kann ich Ihnen ebenso offen antworten, daß ich das nicht getan habe«, erwiderte er. »Niemals hätte ich so etwas getan. Das wäre eine Gemeinheit gewesen. Wenn ich die Absicht gehabt hätte, die junge Dame zu entlarven, hätte ich das im Zeugenstand getan. Eine so schmutzige Hinterhältigkeit würde ich mir nicht einfallen lassen.«

»Das dachte ich mir, Mr. Dawkes«, sagte ich. »Aber wer kann denn diesen Brief geschrieben haben?«

Dawkes schüttelte den Kopf.

»Vielleicht haben andere Leute Miß Ferrera in Monte Carlo erkannt«, meinte er. »Nach Monte Carlo reisen Menschen aus allen Teilen Englands. Es ist durchaus möglich, daß jemand aus Elston sie dort gesehen hat.«

»Aber der Betreffende hätte sich doch wohl kaum die Mühe gemacht, einen anonymen Brief zu schreiben. Es sei denn, er war mit ihr befreundet oder sehr gut bekannt.«

»Das ist richtig«, stimmte Dawkes zu. »Eine scheußliche Geschichte ist das. Jeden Abend, wenn ich zu Bett gehe, denke ich an den armen Billington Stabbat und sage mir, daß eigentlich ich an seiner Stelle sein sollte. Natürlich hat die junge Dame auf mich geschossen.«

»Sind Sie sicher?« fragte ich.

»Vollkommen. Ich habe ja sogar die Stichflamme gesehen, und ich erinnere mich ganz deutlich. Leugnet sie es denn?« fragte er erstaunt.

Ich schüttelte den Kopf.

»Sie weiß nicht, ob sie es getan hat oder nicht. Sie sagten offenbar etwas, das sie sehr erregte . . .«

Er hob abwehrend die Hände und verzog das Gesicht.

»Um Himmels willen, erinnern Sie mich nicht daran!« rief er. »Ich habe mich schandbar benommen. Und wenn ich es wagte, sie aufzusuchen, und sie mich empfinde, dann würde ich vor ihr auf die Knie sinken und sie um Verzeihung bitten.«

Als ich mich von Mr. Thomson Dawkes verabschiedete, empfand ich beinahe so etwas wie Freundschaft für ihn. Ich denke oft, daß die Autoren von Romanen und Theaterstücken bei der Beschreibung ihrer Bösewichte einen großen Fehler machen. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß es keinen Bösewicht gibt, der durch und durch böse ist; vielmehr werden die Missetaten des Übeltäters aus den Umständen und aus seinen eigenen egoistischen Plänen und Taten geboren. Thomson Dawkes war ein Schuft und ein Schurke, doch wie alle Schufte und Schurken hatte er auch seine guten Seiten, und es gab Momente, wo diese guten Seiten zum Vorschein kamen und einen nötigten, ihm seine weniger erfreulichen Charakterzüge zu verzeihen.

An diesem Abend erhielt ich die Mitteilung, daß ich - Höhe der Ironie! - aufgrund meiner verdienstvollen Arbeit im Fall Stabbat befördert worden war und mit diesem Dienstgrad in die Sonderabteilung aufgenommen werden würde, wenn auch zunächst nur auf Probe.

Auf dem Heimweg traf ich mit Jennings zusammen. Sein Glückwunsch fiel genau so aus, wie ich es mir vorgestellt hatte.

»Ich höre, Sie haben eine Beförderung bekommen«, sagte er. »Na, die ist Ihnen ja praktisch in den Schoß ge-

fallen. Manche von uns schufteten wie die Ackergäule und müssen trotzdem jahrelang warten, andere brauchen nur ein bißchen Glück und ein bißchen billige Publicity, und schon werden sie fähigeren Leuten vor die Nase gesetzt.«

»Besten Dank für Ihre überaus herzlichen Glückwünsche, Inspektor«, sagte ich höflich. »Und jetzt, wo wir ranggleich sind und ganz unter uns und ohne Zeugen, möchte ich Ihnen sagen, daß Sie sich mit Ihren guten Wünschen zum Teufel scheren können.«

Ich glaube, das ärgerte ihn.

An diesem Abend aß ich zu Hause und war deshalb da, als Mary Ferrera anrief. Ihre Stimme klang sehr heiter und vergnügt.

»Eben war der geheimnisvolle Levy bei mir«, erzählte sie. »Er wollte wissen, ob ich nach Elston zurückkehre. Natürlich nicht. Warum wollte er das wissen?«

»Keine Ahnung. Levy ist ein wißbegieriger Mensch«, erwiderte ich diplomatisch.

»Aber er hatte doch einen bestimmten Grund für seine Frage, nicht wahr?«

»Levy tut niemals etwas ohne Grund«, erklärte ich ausweichend. »Er ist der gründlichste Mensch, den ich kenne.«

Einen Moment blieb es still am anderen Ende der Leitung, dann sagte sie:

»Ich habe ihn heute gesprochen.«

»Ich weiß, das haben Sie mir ja eben erzählt.«

»Nicht Levy, Billington!«

»Was?!« rief ich verblüfft. »Wo haben Sie ihn gesprochen?«

»In Wormwood Scrubbs«, antwortete sie, und ihre Stimme klang ein wenig brüchig. »Er kommt heute nach Dartmoor. Ich muß Sie sehen, Mr. Mont.«

»Ich komme morgen zu Ihnen«, sagte ich, aber das wollte sie nicht.

»Ich möchte nicht, daß Sie hier herauskommen. Ich komme morgen nachmittag zu Ihnen ins Büro.«

»Ich habe kein Büro«, erwiderte ich, »und Scotland Yard ist so ungemütlich. Wie wär's, wenn Sie in Billys Büro kommen. Levy wird Ihnen eine ausgezeichnete Tasse Tee servieren.«

Noch während ich sprach, hatte ich das unangenehme Gefühl, eine Dummheit zu machen, konnte mir jedoch nicht erklären, woher das Gefühl kam. Dann aber fiel es mir schlagartig ein: der alte Frampton hatte gesagt, er würde am Nachmittag vorbeikommen.

»Nein, nein, kommen Sie morgen lieber nicht«, sagte ich hastig.

»Ich bin um vier Uhr da«, erwiderte sie. »Versuchen Sie nicht, mich abzuwimmeln. Ich habe den Eindruck, Sie sind nicht sehr erpicht darauf, mich zu sehen, Mr. Mont.«

»Aber Miß Ferrera, glauben Sie mir, ich würde die größten Mühen nicht scheuen, um Sie zu sehen«, versicherte ich. »Aber . . .«

»Ein Aber gibt es nicht«, fiel sie mir ins Wort. »Gute Nacht.«

Ich hörte das Knacken in der Leitung, als sie auflegte.

Aber sie brauchten einander ja gar nicht zu begegnen, dachte ich später. Das Büro bestand aus drei Räumen, wenn sie auch nach allem, was geschehen war, kaum Billys Privatbüro betreten würde.

Ich hatte den ganzen folgenden Morgen im Yard zu tun, fand aber immerhin die Zeit, Levy anzurufen und ihn von der Verabredung in Kenntnis zu setzen, die Mary Ferrera eigenmächtig getroffen hatte.

»Das geht schon in Ordnung«, sagte er. »Sie lebt übrigens seit Monaten in London und hat nicht die geringste Absicht, nach Elston zurückzukehren. Hat sie Ihnen das auch gesagt?«

»Ja.« Ich berichtete ihm von unserem Gespräch.

»Sie hat tatsächlich Billy besucht«, meinte er voller Bewunderung. »Er muß irgendwelche Beziehungen haben, daß er außerhalb der Besuchstage Besuch empfangen darf.«

An diesem Tag fand die Parlamentseröffnung statt, und ich hatte in Whitehall Dienst. Zum erstenmal trug ich die Uniform meines neuen Rangs. Das ist die Erklärung dafür, daß mich weder Sir Philip Frampton noch Mary Ferrera erkannten, als ich den beiden in der John Street begegnete. Ich war auf dem Weg zu meiner Wohnung, die in der John Street ist, als ich sie sah. Sie standen ins Gespräch vertieft an der Ecke zur Chandos Street beieinander, nachdem sie sich, wie ich später erfuhr, rein zufällig in den Embankment Gardens getroffen hatten.

Der alte Herr sprach mit ärgerlicher Erregung, und als ich an den beiden vorüberging, hörte ich, wie Mary Ferrera sagte:

»Ich habe nie etwas von dir erwartet, Onkel.« Und später, als ich schon weiter weg war, fing ich noch das Wort »Testament« auf, mit seiner knarrenden Stimme gesprochen. Das alles fand ich ziemlich merkwürdig.

Ich zog mich um, und um drei Uhr machte ich mich auf den Weg zu Billys Büro, um meine Verabredung mit Levy und Mary Ferrera einzuhalten. Levy traf ich schon auf der Treppe. Er war beim Mittagessen von einem seiner Landsleute aufgehalten worden.

»Der alte Knabe kommt heute nicht«, bemerkte er. »Er hat mich heute morgen angerufen. Und bis Miß Ferrera

kommt, haben wir noch viel Zeit.«

Wir hatten den ersten Treppenabsatz erreicht, als wir über uns eilige Schritte hörten. Wir blickten beide auf und sahen zu unserer Verwunderung Mary Ferrera, die die Treppe hinunterlief. Ihr Gesicht war bleich und starr, und als ich sie ansprach, antwortete sie nicht, sondern stürzte an uns vorbei, als kenne sie uns nicht. Verwirrt blickten wir ihr nach.

»Was ist denn passiert?« fragte ich Levy.

Der schwieg einen Moment, dann sagte er prophetisch:

»Wir werden ja sehen.«

Die Tür zu Billys Büro, zu jenem Raum, wo der Schuß auf Dawkes gefallen war, befand sich der Treppe gegenüber. Weiter rechts war Levys Büro und dahinter das Vorzimmer, in dem der schlaksige Junge saß.

»Wer war hier?« fragte Levy scharf.

»Die junge Dame, Sir, die schon einmal hier war, und der alte Herr.«

»Der alte Herr?« echote Levy ungläubig.

»Ja, Sir, sie sind beide da drinnen.« Er wies mit dem Kopf auf die Tür zu Billys Büro.

»Aber die Dame kann gar nicht drinnen sein. Ich bin ihr eben auf der Treppe begegnet.«

»Schön, aber der alte Herr ist drinnen. Er kam vor ungefähr einer halben Stunde und fragte, ob er einen Brief schreiben könnte, und da hab ich ihn in Mr. Stabbats Büro gesetzt.«

»Ach nein, einfach so, wie?« fauchte Levy. »Dann kann ich dir nur raten, dich schleunigst nach einer anderen Stellung umzusehen. Was passierte dann?«

»Die junge Dame kam rauf«, berichtete der Junge mürrisch, »und ging in Ihr Büro, aber ich glaube, die Tür war offen, und sie sah den alten Herrn. Sie ist jedenfalls rein-

gegangen und hat die Tür zugemacht, und jetzt sind sie beide da drinnen«, behauptete er wieder.

Das also war die Erklärung für Marys Erregung und Zorn.

»Du lieber Himmel«, stöhnte Levy. »Sie glaubt, wir hätten sie reingelegt. Es würde mich interessieren, was der Alte zu ihr gesagt hat.«

Er riß die Tür auf und marschierte in Billys Büro. Doch schlagartig blieb er stehen. In der Mitte des Zimmers lag der Länge nach Sir Philip Frampton, und es war überflüssig zu fragen, warum er dort lag. Die Schußwunde über der linken Augenbraue sagte alles.

Levy taumelte. Ich dachte, er würde ohnmächtig werden.

»Gnädiger Himmel«, flüsterte er, drehte sich um und packte den Jungen, der über unsere Schultern spähte. »Hast du einen Schuß gehört?«

»Nein, Sir«, winselte der verschreckte Bursche. »Ich habe einen Knall gehört, aber ich dachte, sie hätte die Tür zugeschlagen.«

»Die Tür«, rief Levy und stürzte los.

Sie war nicht abgesperrt, war nicht einmal geschlossen. Es wäre uns aufgefallen, wären wir durch das merkwürdige Zusammentreffen mit Mary Ferrera auf der Treppe nicht so verstört gewesen.

»Wie lange ist das her?« fragte Levy drängend, doch der Junge konnte keine klare Auskunft geben.

Es konnte fünf Minuten vor unserer Ankunft geschehen sein, vielleicht aber auch nur zwei Minuten vorher. Der Junge war sich nicht sicher.

Levy durchsuchte in aller Eile den Raum, während ich den Jungen hinausschickte, um das Krankenhaus anzurufen.

»Er hat hier geschrieben«, bemerkte Levy

Auf der Löschunterlage lag ein Bogen Briefpapier, daneben ein Kuvert, das bereits an eine Rechtsanwaltskanzlei adressiert war. Der Brief enthielt nur wenige Zeilen.

»Sehr geehrter Mr. Tranter«, hieß es, »ich habe mir nunmehr die einzelnen Klauseln für mein neues Testament überlegt. Das alte ha-

*be ich inzwischen vernichtet.
Ich vermache also . . .«*

Hier endete der Text; die Tinte auf dem angefangenen Schreiben war noch feucht. Das war eine bedeutungsvolle Tatsache - oder wäre bedeutungsvoll gewesen, hätte nicht Sir Philip mit breiter Feder geschrieben und sehr stark aufgedrückt. Was uns allen nicht auffiel, war die Tatsache, daß die Feder abgenutzt war und leicht patzte. Das war der deutliche Hinweis, den ich übersah - diese alte, kaum noch brauchbare Feder.

Vor dem Eintreffen des Arztes und des Krankenwagens blieb Zeit zu einer kurzen, nervösen und bedrückenden Besprechung.

»Was sollen wir jetzt tun?« fragte Levy verzweifelt.

»Was kann man schon tun?« fragte ich in so hoffnungslosem Ton zurück, daß Levy stöhnte.

»Reden Sie nicht so. Es bricht Billy das Herz, wenn Miß Ferrera etwas zustößt«, jammerte er. »Überlegen Sie, Mont, um Gottes willen, lassen Sie sich was einfallen. Miß Ferrera war hier. Sie war bei ihm im Zimmer. Sie lief davon, nachdem er ermordet worden war. Wer weiß sonst noch, daß sie hier war?« fragte er plötzlich.

Ich glaubte schon, er hätte vor lauter Schrecken den Verstand verloren.

»Der Junge«, antwortete ich leise. »Sie müssen den Tatsachen ins Gesicht sehen, Levy. Es hat keinen Sinn, sich etwas vorzumachen. Wir haben nur zwei Möglichkeiten: wir können Mary Ferrera verhaften oder wir können ihr helfen, außer Landes zu gehen. Aber ihr Name wird auf jeden Fall in diese Geschichte hineingezogen werden, da gibt es überhaupt keine andere Möglichkeit.«

Er schlug die Hände vors Gesicht, und so saß er noch,

als der Arzt kam. Während dieser den Toten untersuchte, nickte Levy mir zu.

»Am besten gehen Sie zu ihr, Mr. Mont«, stieß er mit schwankender Stimme hervor, »und tun das, was Sie für nötig halten.«

Miß Ferrera war nicht anwesend, als ich in dem Haus in Brixton vorsprach, und ich mußte eine halbe Stunde in ihrem kleinen Salon warten, ehe sie kam. Bei meinem Anblick hob sie ruckartig den Kopf.

»Ihren Besuch habe ich nicht erwartet«, bemerkte sie mit einem Anflug von Hochnäsigkeit. »Aber vielleicht haben Sie mit Levys Komplott nichts zu tun.«

»Ich weiß nichts von einem Komplott Levys«, erwiderte ich ruhig.

Sie nahm ihren Hut ab und warf ihn auf die Couch.

»Ich hätte nie gedacht, daß Levy sich dazu hergeben würde, mich zu beobachten«, sagte sie, »oder daß Sie mit Sir Philip Frampton gemeinsame Sache machen . . .«

Das war meine Gelegenheit.

»Über die Toten soll man nur Gutes sagen, Miß Ferrera«, warf ich ein.

»Über die Toten?« Ihr Gesicht wurde bleich - noch bleicher als ich es am Nachmittag gesehen hatte. »Tot, sagen Sie?« rief sie ungläubig. »Aber Sir Philip ist nicht tot. Ich habe erst heute nachmittag mit ihm gesprochen.«

»Wir haben ihn erschossen in dem Büro gefunden, in dem Sie auf Dawkes geschossen haben«, entgegnete ich.

Schwer sank sie in einen Sessel.

»Sagen Sie das noch einmal ganz langsam«, bat sie mich. »Ich kann es nicht fassen.«

Ich wiederholte meine Worte.

»Sie gingen direkt nach oben und fanden ihn dort - tot?« Ich nickte. Wilder Schrecken flackerte in ihren Au-

gen auf. Sie sprang auf.

»Sie sind hergekommen, um mich zu verhaften!« stieß sie hervor.

»Ich bin hergekommen, um Sie entweder zu verhaften oder Ihnen zu helfen, außer Landes zu gehen«, erwiderte ich schroff. »Und das heißt, daß ich aus der Polizei ausscheiden muß. Ich kann schließlich nicht guten Gewissens bleiben, nachdem ich Ihnen Fluchthilfe geleistet habe.«

»Glauben Sie, daß ich Sir Philip getötet habe?«

Ich schwieg.

»Glauben Sie wirklich, daß ich Sir Philip getötet habe?« fragte sie wieder.

»Wenn Sie mir sagen, daß Sie es nicht getan haben, glaube ich Ihnen«, gab ich zurück und sah, wie ihr Gesicht wieder Farbe bekam.

»Sie sind ein guter Mensch, Mr. Mont«, sagte sie und legte ihre Hand auf meine Schulter. »Ich danke Ihnen. Nein, natürlich habe ich ihn nicht erschossen. Er hat mich sehr, sehr zornig gemacht, aber ich habe ihn nicht erschossen.«

»Dann müssen Sie fort. Sie werden schon gesucht . . .« begann ich.

Sie schüttelte entschieden den Kopf.

»Ich gehe nicht fort. Ach, Mr. Mont, Sie Armer, nun müssen Sie mich auch noch verhaften.« Sie lächelte, und in ihrer Stimme lag so viel Mitgefühl, daß es mir die Kehle zuschnürte. »Bitte setzen Sie sich«, sagte sie. »Ich möchte Ihnen eine Geschichte erzählen.«

»Sehen Sie, Sir Philip Frampton nahm mich ursprünglich nur mit Widerwillen in seinem Haus in Elston auf. Dann aber, vermute ich, brachte ihn die Erkenntnis, daß

hier jemand war, der durch Blutsverwandtschaft und andere Verpflichtungen - mein Vater schuldete ihm sechshundert Pfund - fest an ihn gebunden war, auf den Gedanken, den er bald danach verwirklichte. Sir Philip war ein hervorragender Mathematiker, und wenn er auch ein sittenstrenger Mann war und in gewissen Kreisen hochgeachtet wegen seiner moralischen Einstellung und seiner Ablehnung jeglicher Art von Glücksspiel, widmete er doch den größten Teil seines Lebens dem Studium der Gesetze, die den Zufall und das Glück regieren. Er war vielleicht die größte Autorität auf der Welt auf dem Gebiet des Glücksspiels. Das gilt insbesondere für Roulett und *Trente-et-Quarant*. Jeden Abend saß er von sieben Uhr bis zwei Uhr morgens über den Karten und probierte alle möglichen Kombinationen aus. Er hatte Aufzeichnungen über die Serien der Farben in Monte Carlo, die dreißig Jahre zurückreichten. Sie sehen, er befaßte sich wirklich überaus ernst mit diesem Gebiet.

Vor ungefähr sechs Jahren entwickelte er ein System, das er für unschlagbar hielt. Und eines Abends zog er mich ins Vertrauen. Natürlich mußte ich absolute Geheimhaltung schwören, und er erinnerte mich mehrmals, wie er das stets zu tun pflegte, daran, was er alles für mich getan hätte. Kurz und gut, damals erzählte er mir einiges über sein ungewöhnliches Hobby. Er selbst war nie in Monte Carlo gewesen, aber er war ganz versessen darauf, sein System in der Praxis auszuprobieren. Er war ein schwerreicher Mann und hätte es sich leisten können, die öffentliche Meinung zu ignorieren, denn seine Bank ist, wie Sie wahrscheinlich wissen, eines der gesündesten und sichersten Unternehmen in England. Aber er hatte eine tödliche Angst vor Kritik. Bei dem Gedanken, seine Gemeindebürger könnten von seiner Schwäche erfahren,

wurde ihm buchstäblich übel.

Nach einigem Überlegen kamen wir zu folgendem Plan: Ich würde, mit seinen Anweisungen ausgestattet, nach Monte Carlo reisen und dort mit Höchsteinsätzen spielen. Bei jeder Reise hatte ich eine Million Francs bei mir, und jedesmal - mit einer Ausnahme - kehrte ich mit einem Gewinn von einer Million fünfhunderttausend zurück. Selbst jenes eine Mal hätte ich eigentlich nicht verlieren dürfen; das kam nur dadurch, daß Sir Philip beim Aufschreiben ein Fehler unterlaufen war. Als ich zurückkam und ihm mitteilte, daß ich verloren hatte, geriet er völlig außer sich und behauptete, ich hätte mich nicht an sein System gehalten. Ich war damals schon aus seinem Haus ausgezogen, eben weil er so jähzornig war, und an diesem Abend erklärte ich ihm, ich würde nicht noch einmal nach Monte Carlo reisen. Es war mir ernst damit, aber nachdem er seinen Fehler entdeckt hatte, war er so freundlich und unterwürfig, daß ich, wie Sie wissen, doch wieder gefahren bin.«

»Einen Augenblick«, unterbrach ich sie. »Vielleicht können Sie mir etwas erklären, was ich nicht verstehe. Pontius behauptet - und er hat es von Ihrer Wirtin -, daß Sie jedesmal vor Ihrer Abreise nach Monte Carlo geheimnisvolle Briefe erhielten.«

Miß Ferrera lächelte.

»Das waren Sir Philips Anweisungen und Tabellen«, erklärte sie. »Mir war das alles entsetzlich zuwider, und ich war entschlossen, die Beziehung zu meinem Onkel abubrechen, sobald die Schulden meines Vaters beglichen waren. Wie Sie wissen, reichte ich ja auch meine Kündigung ein. Ich schrieb Sir Philip, ich hätte nicht die Absicht, meine Arbeit bei der Bank wiederaufzunehmen oder weiterhin als Beauftragte seiner Spielleidenschaft

herumzureisen. Ich glaube, dieses Wort ›Spilleiden-schaft‹ machte ihm Angst; er schrieb mir nämlich postwendend und beschwor mich, sein Geheimnis auf keinen Fall preiszugeben. Wenn ich auch nur ein Wörtchen verlauten lassen sollte, das ihm schade, schrieb er, würde er gerichtlich gegen mich vorgehen und dafür sorgen, daß ich ins Gefängnis käme. Doch das hätte er nie gewagt!«

»Täuschen Sie sich nicht«, widersprach ich. »Er kam zu Levy Jones und trug ihm auf, Ihnen zu raten, nicht wieder nach Elston zu kommen. Das war alles, was Levy mit ihm zu tun hatte.«

»Ich verstehe. So war das also. Der arme Levy? Ich habe Ihnen beiden Unrecht getan.«

Das Kinn in die Hand gestützt, saß sie lange Zeit schweigend da.

»Ich kann nicht behaupten, daß sein Tod mir nahe geht«, sagte sie schließlich ruhig. »Er war ein harter Mann, beinahe unmenschlich.«

Das also war das Geheimnis gewesen. Eine ganz simple Geschichte. Die Geschichte eines scheinheiligen alten Mannes, der den Kitzel des Glücksspieles hatte genießen wollen, ohne sich der Mißbilligung auszusetzen, die viele Leute Spielern entgegenbringen.

»Ich habe für jede Reise zehn Pfund zuzüglich zu meinem Gehalt bekommen. Bei den letzten beiden Reisen wurde der Betrag auf zwanzig Pfund erhöht. Das Geld wurde mir allerdings nie ausbezahlt, sondern dem Schuldkonto meines Vaters gutgeschrieben.«

Lebhaft und entschlossen stand sie auf.

»Also, Mr. Mont, Sie sind doch eine Autorität auf diesem Gebiet - was soll ich mitnehmen?«

»Wohin?«

»Ins Gefängnis«, antwortete sie.

Eine Stunde später führte ich sie ins Polizeirevier Cannon Row und beschuldigte sie des vorsätzlichen Mordes an Sir Philip Frampton, obwohl ich an ihrer Unschuld keinen Zweifel hatte.

Ich hatte in dieser außergewöhnlichen Folge von Ereignissen nicht gerade eine Heldenrolle gespielt, aber ich hatte die einzige mögliche Rolle gespielt. Als traditioneller Romanheld hätte ich natürlich die Angebetete meines Freundes entführt und der ganzen Welt die Stirn geboten. So aber sorgte ich dafür, daß sie in ihrer Zelle ein bequemes Bett bekam, und telegraphierte meinen Anwälten mit der Bitte, den besten verfügbaren Anwalt mit ihrer Verteidigung zu beauftragen.

Ich hatte zwei meiner Leute in Billys Büro zurückgelassen und ihnen Weisung gegeben, den Raum gründlich zu durchsuchen. Ich hoffte, es würden sich vielleicht die Waffe oder andere Hinweise finden. Nachdem ich nun Mary Ferrera in ihre Zelle gebracht hatte, fuhr ich geradewegs in die Bond Street.

Sergeant Merthyr und Constable Doyne hockten in Levys Büro und vertilgten Brot und Käse, während Levy mit kummervoller Miene dabeisaß und den Tag verfluchte, an dem die Firma Stabbat und Levy ihr ungemein behagliches Büro in der Cork Street aufgegeben hatte.

Als ich eintrat, blickte Levy fragend auf, doch es gab keinen Grund zu Geheimnistuerei.

»Ich habe Miß Ferrera verhaftet«, erklärte ich, und Levy nickte langsam.

»Was hätten Sie auch sonst tun können«, meinte er.

»Haben Sie etwas gefunden?« fragte ich Merthyr.

Doch Merthyr hatte nichts gefunden.

»Ist die Waffe aufgetaucht?« wollte er wissen. »Haben Sie ihre Wohnung durchsucht, Sir?«

»Ja«, antwortete ich, »aber da war nichts zu finden.«

Tatsächlich hatte ich mir gar nicht die Mühe gemacht, die Wohnung zu durchsuchen, und hatte Mary Ferrera auch die entwürdigende Prozedur einer Leibesvisitation erspart. Es war unwahrscheinlich, daß Mary sich einen zweiten Revolver besorgt oder von Anfang an zwei Revolver besessen hatte. Die einzige Schußwaffe, die ihr gehört hatte, lag auf dem Grund des Heizungsschachts.

»Mensch!« rief ich plötzlich.

Die beiden Beamten waren eben gegangen. Levy und ich waren allein.

»Was ist denn?« fragte Levy müde. »Ich sage Ihnen, Mr. Mont, das ist keine Reklame für unsere Firma.«

Er sagte es ganz automatisch. Meiner Erfahrung nach geben sich Juden so oft so, als läge ihnen das Geschäft am meisten am Herzen, so daß es ihnen schwerfällt, diese Pose abzulegen. Doch Levy hatte es das Herz gebrochen, als Billington Stabbat ins Gefängnis kam, das wußte ich. Und diese neue Katastrophe schien ihm nun den Rest gegeben zu haben.

»Wohin führt der Schacht?« fragte ich.

»Welcher Schacht?« entgegnete er.

»Waren Sie dabei, als Billy den Revolver durch die Öffnung in der Fensternische warf?«

»Was ist das für eine Öffnung? Zeigen Sie sie mir.«

Er zog mich in Billys Büro und schaltete die Lichter an. Mit eben jenem Papiermesser, das Billy benutzt hatte, stemmte ich das Türchen auf, und Levy spähte aus zusammengekniffenen Augen in die Öffnung.

»Ich möchte wissen, wohin der Schacht führt«, murmelte er nachdenklich. Dann zog er einen Penny aus seiner Tasche und ließ ihn in den Schacht fallen, während er sein Ohr an die Öffnung hielt.

Ich sah Überraschung auf seinem Gesicht, als er sich zu

mir umdrehte.

»Der geht direkt in den Keller runter«, sagte er verwundert. »Wozu ist der Schacht überhaupt da?«

Ich berichtete ihm, was Billy mir erzählt hatte. Levy nickte. Er kannte den Hausmeister und hatte die haarsträubende Geschichte von der Zentralheizung gehört, die nicht geheizt, dafür aber in diversen Wohnungen kleine Überschwemmungen angerichtet hatte. Immerhin mit warmem Wasser.

»Als Feuerlöscher wäre sie große Klasse gewesen«, sagte Levy, »aber als Heizung war sie eine große Pleite. Gehen wir mal zu Bolt runter«, meinte er.

Wir sperrten die Tür hinter uns ab und stiegen ins Erdgeschoß hinunter. Der Hausmeister war nicht in seinem kleinen Glashäuschen, und nach einigem Suchen fanden wir ihn im Keller.

»Die Zentralheizung?« sagte er. »Na, und ob ich mich erinnere! Sowas vergißt man nicht! Das war 'ne Katastrophe. Ich hab ja von Anfang an gesagt, daß es nicht die richtige Heizung ist . . .«

»Natürlich, natürlich. Von wo aus wurde sie betrieben?«

»Von dem Keller da hinten«, erklärte er und wies mit einem kräftigen Zeigefinger zum Ende des Korridors, wo eine abgeschlossene und verriegelte Eisentür war.

»Ich würde mir das gern mal ansehen«, sagte Levy.

»Aber heute abend nicht mehr. Ich hab genug für heute. Das ist jetzt innerhalb von drei Monaten der zweite Mord, der in diesem Haus begangen wurde«, sagte Mr. Bolt entschieden. »Sie hätten mal sehen sollen, wie die Reporter über mich hergefallen sind. Sie wollten alles über Mr. Stabbats Privatleben wissen und so. Also, wie gesagt, mir reicht's für heute.«

»Vielleicht würden Sie *mir* den Keller zeigen«, sagte ich mit einem Lächeln. Er kannte mich nicht, und ich stellte mich vor. Bei dem Zauberwort Scotland Yard rannte er in seine Loge, um den Schlüssel zu holen.

»Ich muß Ihnen eine Taschenlampe besorgen, meine Herren«, erklärte er und fragte dann ängstlich: »Sie glauben doch nicht, daß noch jemand ermordet worden ist, und die Leiche hier unten versteckt liegt, Sir?«

»Das ist nicht wahrscheinlich«, antwortete ich. »Sie können an der Tür stehenbleiben und uns dirigieren. Sie brauchen uns bei der Durchsuchung nicht zu helfen.«

Mr. Bolt, der sich an diesem Tag einen hübschen Batzen Geld damit verdient hatte, daß er der Schar von Journalisten, die das Haus gestürmt hatten, alles mögliche erzählt hatte, schien enttäuscht.

Eine Steintreppe führte in einen kleinen betonierten Kellerraum hinunter. Der Hausmeister brauchte uns nicht zu zeigen, wo der ausrangierte Kessel mit dem Brenner der gebrauchsunfähigen Heizanlage stand. Wir umrundeten ihn und begannen auf der anderen Seite unsere Suche nach dem Schacht. Zunächst sahen wir ihn nicht, weil er in einem großen Rohr endete, das in der gleichen Farbe gestrichen war wie die Mauer. Ich ließ den Strahl meiner Lampe über den Boden gleiten.

»Da ist er«, flüsterte Levy aufgeregt.

Ich bückte mich und hob den kleinen Revolver auf, der dick mit Staub bedeckt war. Er war entsichert, und sehr vorsichtig sicherte ich ihn, ehe ich ihn in meine Tasche steckte.

»Und da ist der Penny«, bemerkte Levy. »Ich brauche ihn zwar nicht, aber ich wollte sicher sein, daß er durch denselben Schacht heruntergekommen ist.«

Wir kehrten ins Büro zurück, und ich legte den Revol-

ver auf einen Tisch unters Licht. Er war, wie schon gesagt, staubbedeckt und voll geladen, wie ich feststellte. Ich nahm das Magazin heraus, und wir machten die Entdeckung zur gleichen Zeit: Mit diesem Revolver war nicht geschossen worden! Perplex sahen wir uns an.

Als Billington Stabbat Mary Ferrera den Revolver aus der Hand genommen und in den Schacht geworfen hatte, hatte er ihr den Beweis ihrer Unschuld genommen.

»Das gibt's doch nicht!« stieß Levy atemlos hervor.

Das teuflische Ding zwischen uns, saßen wir da, und keiner sprach ein Wort. Wir waren beide mit unseren eigenen Gedanken beschäftigt. Derjenige, der auf Thomson Dawkes geschossen hatte, hatte auch Sir Philip Frampton getötet. Das war die Folgerung, zu der ich gelangte. Und es war nicht Mary Ferrera gewesen.

»Der Sache kommen Sie nie auf den Grund, Mr. Mont«, bemerkte Levy und brach das Schweigen. »Es gibt nur einen Mann, der dieses Geheimnis entwirren könnte, und der sitzt in Dartmoor. Aber er wird rausgeholt«, fügte er hinzu.

Ich sah ihn an.

»Was soll das heißen?«

»Das heißt, daß er rausgeholt wird«, versetzte Levy hartnäckig. »Miß Ferrera meinte von Anfang an, er sollte ausbrechen, aber ich hab's eigentlich nie in Betracht gezogen, weil ich dachte, es wäre unmöglich. Aber jetzt geht es um Leben und Tod. Wir müssen ihn rausholen.«

Viel später erst fragte ich: »Wie?«

»Wir werden sehen«, gab Levy mir zur Antwort, und wenn ich leicht erregbarer Natur gewesen wäre, hätte ich wahrscheinlich geschrien.

Man kann vielleicht einen Mann aus Dartmoor herausholen; ihn aber von dort wegzubringen, über diese öden

Weiten von Heide- und Felsstein, ist schon eine andere Sache.

Mein Kopf dröhnte, und das Herz tat mir weh, als ich an diesem Abend nach Hause kam, und erst um sechs Uhr morgens gelang es mir endlich einzuschlafen.

Die Voruntersuchung in der Sache Mary Ferrera verlief ganz anders als üblich. Normalerweise wird bei dieser ersten Verhandlung lediglich geprüft, ob stichhaltige Gründe für eine Inhaftierung vorliegen; in diesem Fall jedoch mußte auch die Identität des Toten festgestellt werden. Aus diesem Grund ließen wir den Rechtsanwalt kommen, einen Mr. Tranter, an den der Verstorbene unmittelbar vor seinem Tod geschrieben hatte.

Es folgte ein dramatisches Verhör, dessen Spannung durch die simplen Fragen und die Antworten, die darauf gegeben wurden, noch erhöht wurde.

»Haben Sie den Toten gekannt?« fragte der Staatsanwalt.

»Ja, Sir.«

»Wer ist es?«

»Sir Philip Frampton.«

»War er ein wohlhabender Mann?«

»Er war ein schwerreicher Mann. Sein Vermögen beläuft sich auf vier- bis fünfhunderttausend Pfund.«

»Hat er ein Testament hinterlassen?«

»Nein, Sir. Wir hatten ein Testament für ihn vorbereitet, das auch vor drei Jahren unterzeichnet wurde. Doch dieses Testament enthielt gewisse Klauseln, die er dann ändern wollte. Da Sir Philip von Nachträgern nichts wissen wollte, vernichtete er das Testament und starb, bevor das neue rechtsgültig wurde.«

»Er ist also gestorben, ohne ein Testament zu hinterlassen?«

»Ja, Sir.«

Ich begriff den Trend dieses Frage-und-Antwort-Spiels erst, als die tödliche Frage gestellt wurde.

»Wer erbt denn nun sein Vermögen, wenn er kein Testament hinterlassen hat?«

»Seine Nichte Mary Ferrera«, lautete die Antwort,

Die junge Frau auf der Anklagebank sprang mit weit aufgerissenen Augen auf und starrte den Anwalt fassungslos an.

»Ich - das wußte ich nicht«, stammelte sie.

Doch ihr Anwalt drehte sich mit einem Lächeln um und bedeutete ihr, sich zu setzen.

»Welche Klausel in dem ersten Testament wollte Sir Philip denn ändern?«

»Er hatte der Bereinigung gegen das Glücksspiel fünftausend Pfund hinterlassen. Diese Klausel wollte er streichen«, antwortete Mr. Tranter unerwartet.

»Danke«, sagte der Verteidiger und setzte sich.

So endete die Beweisaufnahme an diesem Tag.

Mary Ferrera war also eine reiche Frau! Ich hatte bis zu diesem Zeitpunkt nicht gewußt, daß sie die einzige Verwandte dieses alten Mannes gewesen war, den niemand geliebt hatte. Dieser Umstand belastete Mary Ferrera schwer, denn er lieferte ein Motiv für das Verbrechen.

Auch Levy war bei der Verhandlung anwesend, doch er wurde nicht in den Zeugenstand gerufen. Die Sitzung wurde um eine Woche vertagt, um der Anklage genügend Vorbereitungszeit zu lassen. Dann würde auch Levy vernommen werden. Ich verließ den Gerichtssaal gemeinsam mit Levy Jones.

»Ich habe Ihnen doch dreihundert Pfund gegeben, die Billy gehörten«, sagte er.

»Ja«, bestätigte ich. »Hundert davon habe ich Miß Fer-

rera gegeben.«

»Ich hätte den Rest gern zurück, wenn es geht«, erklärte Levy entschuldigend. »Diese Geschichte kostet an die viertausend Pfund.«

»Welche Geschichte - die Verteidigung?« fragte ich.

»Nein. Ich spreche von Billys Flucht aus Dartmoor. Obwohl das ja auch zur Verteidigung gehört«, meinte Levy. »Es ist wahrscheinlich sogar die einzige Verteidigung, die wir haben.«

Als ich zum Yard kam, wartete dort eine Nachricht von Thomson Dawkes auf mich. Er wollte wissen, ob er mich sprechen könnte.

Ich rief an und bat ihn, möglichst sofort zu kommen. Schon eine halbe Stunde später saß er in meinem Büro.

»Ich habe in der Zeitung von der Verhaftung gelesen«, sagte er. »Ich bin überzeugt, daß Miß Ferrera unschuldig ist. Hatte Stabbat einen Feind?«

»Er hat sicher mehrere.«

Dawkes schien nicht recht zu wissen, wie er fortfahren sollte, schließlich aber platzte er sehr direkt mit dem Grund seines Besuchs heraus.

»Mont, Sie wissen, daß ich keine Absichten bezüglich Miß Ferrera habe und tief beschämt bin über die Art und Weise, wie ich sie behandelt habe. Sie wird gewiß eine Menge Geld für ihre Verteidigung brauchen. Ich bin hergekommen, um Ihnen zu sagen, daß Sie jeden Betrag von mir haben können. Ich komme für alles auf.«

Ich gab ihm wortlos die Hand. Merkwürdig - er hielt es für selbstverständlich, daß ich mich für Mary Ferreras Verteidigung einsetzen würde; aber er ist eben ein Mann mit großem Scharfblick.

»Ich danke Ihnen, Mr. Dawkes«, sagte ich, »aber das ist nicht nötig. Sie haben wohl den Bericht über die Verhandlung von heute morgen noch nicht gelesen?«

»Nein«, antwortete er erstaunt, und daraufhin berichtete ich ihm, daß Miß Ferrera Framptons Erbin war.

»Ach Gott«, rief er überrascht. »Da sieht es ziemlich finster aus für sie, nicht wahr? Wissen Sie, was ich glaube?« fragte er nach einem Moment der Überlegung. »Ich glaube, der einzige, der Licht in dieses Dunkel bringen kann, ist Ihr unglückseliger Freund, Billington Stabbat.«

Ich sah ihn an und lachte.

»Sie sind nicht der einzige, der dieser Meinung ist«, sagte ich.

»Gibt es nicht eine Möglichkeit, ihn herauszuholen?« fragte er.

Ich lachte wieder. Ein erstaunlicher Mann, dieser Thomson Dawkes!

»Sie sind ein echter Sportsmann«, meinte ich. »Ich schlage vor, Sie sprechen mal mit Levy Jones. Er ist Billington Stabbats rechte Hand.«

»Ich kenne ihn«, erwiderte Dawkes nickend.

Später am Nachmittag traf ich Levy, der erstaunlich gutgelaunt war.

»Ja, Dawkes war bei mir«, bestätigte er. »Ich habe seinem Leben einen neuen Sinn gegeben.« Er lachte und schlug sich aufs Knie. »Eine komische Welt ist das, Mr. Mont. Daß ausgerechnet dieser Bursche Billy helfen will.«

»Haben Sie schon irgendweiche Entschlüsse getroffen?«

»Eine ganze Menge«, antwortete Levy, »aber die würden Sie doch nicht interessieren. Jedenfalls nicht im gegenwärtigen Stadium.«

Am folgenden Tag mußte ich Levy wegen irgend etwas anrufen, und da teilte mir der Bürobursche mit, er wäre verreist und würde erst in etwa vierzehn Tagen zurück-erwartet. Das machte mich so neugierig, daß ich anschließend bei Thomson Dawkes anrief.

»Mr. Dawkes ist verreist«, wurde mir mitgeteilt. »Er ist heute morgen nach Südfrankreich gefahren.«

Nun war dies nicht die Jahreszeit, wo Müßiggänger wie Thomson Dawkes für längere Zeit an die Côte d'Azur fahren; an der Riviera ist es Ende Mai brütend heiß. Um ganz sicherzugehen, rief ich in Dover und in Folkestone an und erkundigte mich bei unseren Beamten, die die Schiffe über den Kanal begleiten, ob Dawkes auf einer der Fähren gewesen sei. Sie kannten ihn beide und verneinten beide mit Nachdruck.

Ich suchte Mary Ferrera auf und berichtete ihr. Sie war aufs höchste erstaunt.

»Mr. Dawkes?« fragte sie ungläubig. »Ausgeschlossen!«

Da erzählte ich ihr, um sie zu überzeugen, alles, was er mir anvertraut hatte - wie beschämt er über sein Verhalten war, wie gern er sich ihr zu Füßen geworfen und sie um Verzeihung gebeten hätte.

»Und Levy hat ihn als Verbündeten akzeptiert?« fragte sie.

Ich nickte.

»Offensichtlich.«

»Nun ja, dann ist er wahrscheinlich ganz in Ordnung.« Sie runzelte die Stirn und schüttelte den Kopf. »Wirklich erstaunlich diese Entwicklung. Das läßt mich fast verges-

sen, wie unangenehm er war.«

Ich glaube, sie war sehr beeindruckt, denn als ich sie ein paar Tage später - es war der Tag, an dem die Verhandlung wiederaufgenommen wurde - wieder sah, bat sie mich, Mr. Dawkes für seine Hilfe zu danken und ihm auszurichten, daß die unerfreuliche Episode vergeben und vergessen wäre.

»Jeder von uns verliert hier und da den Kopf«, erklärte sie.

An diesem zweiten Verhandlungstag ging man viel gründlicher auf den Fall ein, und es kamen auch Marys Reisen nach Monte Carlo zur Sprache. Zum Glück kam die Anklage nicht auf den Gedanken, sie mit der früheren Schießerei in Billington Stabbats Büro in Verbindung zu bringen. Das war mir eine große Erleichterung.

Die Verhandlung wurde wiederum auf eine Woche später vertagt, und ich hatte mehrmals Gelegenheit, Mary Ferrera in Holloway aufzusuchen. Mich wunderten ihre außergewöhnliche Gelassenheit und ihre Zuversicht, daß alles ein gutes Ende nehmen würde. Ich war da skeptischer.

»Ein Ausbruch aus Dartmoor ist beinahe ein Ding der Unmöglichkeit«, sagte ich. »Ich habe Angst, daß das schiefgeht. Noch nie ist jemand aus Dartmoor entkommen, und ich kann mir nicht vorstellen, daß Levy Jones etwas nie Dagewesenes schafft.«

Sie sah mich mit freundlich lachenden Augen an und erwiderte ein wenig spöttisch:

»Wir werden ja sehen.«

Und wie wir sahen! Ich wollte am Abend gerade nach Hause gehen, als ein Telegramm eintraf und sofort an mich weitergeleitet wurde. Ich dachte, es handelte sich um irgendeine Verwaltungssache und wollte das Ding

schon in den Postkorb legen, um es mir am folgenden Morgen vorzunehmen, als ich das »Dringend« in der linken Ecke sah. Da las ich das Telegramm. Es war um fünfzehn Uhr dreißig vom Direktor der Strafanstalt Dartmoor in Princetown aufgegeben worden. Der Text lautete:

»Sträfling Billington Stabbat heute morgen ausgebrochen, vermutlich mit Hilfe von außen. Schicken Sie Beamten, der ihn kennt und in Zivilkleidung identifizieren kann. Überwachen Sie seine Wohnung. Sehr dringend! Sehr dringend!«

Offenen Mundes starrte ich auf das Telegramm. Ausgebrochen! Dann hatte Levy Jones es tatsächlich geschafft!

»Was ist das, Mr. Mont?«

Ich drehte mich hastig um. Inspektor Jennings stand in der Tür. Mein Chef war in dieser Woche krankgeschrieben, und wie der Teufel es wollte, lag die Leitung unserer Abteilung in Jennings' Händen.

»Es ist ein Telegramm, das Sie interessieren wird«, erwiderte ich boshaft und reichte es ihm.

Er überflog es.

»So, einen Beamten wollen sie haben, der ihn identifizieren kann«, bemerkte er. »Fahren Sie runter?«

»Ja, ich wollte eigentlich mit dem Abendzug fahren«, antwortete ich.

»Ich fahre mit«, erklärte Jennings mit einem vielsagenden Grinsen. »Doppelt genäht hält besser, und zwei Augen, die ihn wirklich identifizieren wollen, können die Kurzsichtigkeit der beiden anderen ausgleichen, die ihn

gern entkommen sähen.«

Ich musterte ihn von Kopf bis Fuß mit geringschätzigem Blick.

»Ich wußte gar nicht, daß Stabbat ein Freund von Ihnen ist«, sagte ich.

Das Glück war gegen mich. Ich hätte leicht den Polizeichef anrufen und dafür sorgen können, daß Jennings keine Reiseerlaubnis bekam, doch ich hatte mich noch nicht einmal mit meinem direkten Vorgesetzten in Verbindung gesetzt, als das nächste Telegramm aus Dartmoor eintraf. Es enthielt eine Textberichtigung.

»Statt Beamten lies Beamte.«

Jennings und ich fuhren also zusammen hinunter, und am nächsten Morgen betraten wir den trostlosen Bau des Gefängnisses Dartmoor. Es war nicht mein erster Besuch in Dartmoor, doch mit jedem Mal fand ich es bedrückender. Es hat etwas ungemein Düsteres, Unmenschliches an sich, und wenn ich sehe, wie die Häftlinge im Gänsemarsch durch das Tor trotten, um sich zu ihrer Arbeit in den Steinbrüchen zu begeben, bin ich jedesmal erleichtert, daß mir ein solches Los erspart geblieben ist.

Die Geschichte, die uns der stellvertretende Direktor erzählte, war kurz und einfach. Billington Stabbat war zur Arbeit an einer Scheune eingeteilt worden, in der im Sommer das Heu gelagert wurde. Billington hatte eine Begabung für solche Arbeiten, verstand, mit den Werkzeugen des Zimmermanns, des Maurers und des Dachdeckers gleich gut umzugehen. Seine Führung im Gefängnis war so vorbildlich gewesen, daß man nicht zögerte, ihn an einen Arbeitsplatz außerhalb des Gefängnisses zu schicken, zumal die üblichen Vorsichtsmaßnahmen getroffen wurden. Ein bewaffneter Wärter begleitete die vier Männer, die an der Scheune arbeiteten.

Die Scheune stand unweit der Straße, die durch das Heideland nach Tavistock führt. Die Feldbegrenzungen, die bis zur Straße reichen, wurden durch niedrige Steinmüerchen aus lose aufeinandergeschichteten Steinbrocken gebildet. Hunderte solcher Mäuerchen ziehen sich durch das Heideland von Dartmoor. Die ersten Mauern wurden in der Zeit der Napoleonischen Kriege von französischen Gefangenen errichtet.

Der Wärter hockte sich auf die Mauer ungefähr dreißig Schritte von der Scheune entfernt und behielt, sein Gewehr auf den Knien, die Männer im Auge. Während er dort saß, näherte sich ein graues Automobil, in dem ein Mann und eine sehr beleibte Frau mit einem Schleier vor dem Gesicht saßen. Der Chauffeur hielt den Wagen in der Nähe des Wärters an und stieg aus, um den Sträflingen bei der Arbeit zuzusehen. Er lehnte sich nur ein paar Schritte von dem Wärter entfernt an die Mauer.

Wie das in solchen Fällen üblich ist, forderte der Wärter ihn auf, weiterzufahren. Man möchte einerseits vermeiden, daß die Männer, die hier eine Strafe ableisten, erkannt werden; zum anderen besteht immer die Gefahr, daß wohlmeinende Mitglieder der Öffentlichkeit mit den Unglücklichen, die hier hinter Schloß und Riegel leben, ein Gespräch anfangen oder ihnen gar Tabak, Zigaretten oder ähnliches zustecken.

Der Chauffeur nickte und wandte sich zum Gehen. Der Wärter konnte sein Gesicht nicht sehen, da es hinter einer großen Autobrille verborgen war, an der unten so ein Tuch angebracht war, das alles außer der Kinnschuppe verhüllte. Plötzlich jedoch schleuderte der Chauffeur dem Wärter einen, wie man später feststellte, mit Ammoniak getränkten Schwamm ins Gesicht. Er traf den Wärter genau am Mund, und der betäubende Geruch raubte ihm

den Atem, so daß er sich würgend und röchelnd zu Boden warf. In diesem kritischen Moment stürzte Billington Stabbat aus der Scheune, übersprang die Mauer und verschwand in der Limousine, die davonfuhr, noch ehe der Wärter aufspringen und sein Gewehr in Anschlag bringen konnte. Immerhin traf die Kugel, die der Wärter abfeuerte, das Heck des Fahrzeugs.

Wenige Minuten später hatte man die Gefängniskanone abgefeuert, um die Leute in der Umgebung zu warnen, daß ein Häftling ausgebrochen war. Alle Weiler, Dörfer und Städtchen rund um das Gebiet von Dartmoor wurden telegrafisch gewarnt, und unverzüglich wurden Polizeireserven mobilisiert, die Straßen zu überwachen.

Dies war der Stand der Dinge, als ich eintraf. Das heißt, inzwischen hatte man den Wagen verlassen am Straßenrand aufgefunden. Im Heck hatte er ein Loch von der Kugel des Wärters, und am vorderen Sitz war eine Fünzigpfundnote festgesteckt, die, wie aus einem beigelegten Zettel hervorging, für eine Leihwagenfirma in Exeter bestimmt war. Dort war das Fahrzeug auf den Namen von Sir Philip Frampton gemietet worden. Levys Werk natürlich!

Mir war alles klar, außer der beleibten Dame auf dem Rücksitz. Wer war hinter dem Schleier verborgen gewesen? Ich hätte laut auflachen können bei dem Bild, das mir plötzlich kam - Thomson Dawkes ohne Schnurrbart und ohne Backenbart!

Ich erkundigte mich bei dem Wärter nach der »Dame«.

»Ja«, sagte er, »man sah zwar durch den Schleier nicht viel, aber sie hatte ein markantes Gesicht.« Eine gute Beschreibung für Dawkes' Adlernase und kantiges Kinn.

Wohin hatten sie Billy gebracht? Levy Jones hatte gewiß nichts dem Zufall überlassen. Vierzehn Tage lang

hatte er geplant und vorbereitet; und da hatte er, von seiner Ergebenheit für Stabbat getrieben, wahre Wunder wirken können.

Man hatte Billys Korrespondenz beschlagnahmt, und die Briefe wurden nun von einem Fachmann unter die Lupe genommen, den man extra aus dem Gefängnis von Exeter hatte kommen lassen. Seine Aufgabe dort bestand darin, verschlüsselte Briefe, die die Häftlinge erhielten, zu entdecken und zu entschlüsseln.

Unter Billys Korrespondenz waren mehrere Briefe von einer Frau, die stets mit »Deine Dich liebende Lee«, unterschrieb. Die Schreiben waren sehr lang und sehr weit-schweifig, und darin lag, wie der Fachmann schließlich feststellte, ihr Geheimnis: Der Wortreichtum war notwendig, um bestimmte Mitteilungen zu verschlüsseln. Das vorletzte Wort in der ersten Zeile nämlich, das zweite in der dritten Zeile, das vorletzte in der fünften und so fort ergaben, wenn man sie in Reihenfolge las, jeweils eine Nachricht, und die Nachricht in dem letzten Brief, den Billy empfangen hatte, lautete folgendermaßen:

*»Mary im Gefängnis Frampton erschossen
achte auf graues Automobil und halte dich zur
Flucht bereit werde feststellen welchem Ar-
beitskommando du angehörst.«*

»Das ist ja alles gut und schön«, meinte Jennings, »aber wo sind sie jetzt?«

»Das dürfen Sie mich nicht fragen«, erwiderte der stellvertretende Gefängnisdirektor mit einiger Bitterkeit.

»Na, an mir kommt er jedenfalls nicht vorbei«, erklärte Jennings. Weiß der Himmel, was für einen geheimen Groll er gegen Billy hegte. »Auf eine Meile würde ich

den Burschen erkennen. Man kann ihn gar nicht verwechseln.«

Er schwieg einen Moment nachdenklich.

»Sie versuchen bestimmt, mit dem Zug von hier wegzukommen«, mutmaßte er dann, während er sich sein schwabbeliges Kinn massierte. »Aber es gibt hier nur einen Ort, von wo aus sie fahren können, und das ist der Bahnhof von Tavistock. Da müssen wir hin, Mont.«

»Ich auch?« fragte ich, und dann ging mir auf, daß die ganze Verantwortung für Billys Entkommen auf ihm lasten würde, wenn wir zusammenblieben.

»Sie brauchen nicht mitzukommen, wenn Sie nicht wollen«, entgegnete er. »Wenn Sie . . .«

» . . . wenn ich was Besseres weiß, dann kann ich's ja sagen. Ich weiß schon, was Sie sagen wollen. Nein, ich begleite Sie, Jennings.« Gott sei Dank brauchte ich ihn nicht mehr »Sir« zu nennen.

An diesem Nachmittag machten die Beamten auf Streife eine Entdeckung. Sie stießen auf eine sehr gut versteckte Erdhöhle, doch sie war leer. Ich vermutete gleich, daß Levy sie ausgehoben hatte; er hatte die Kraft dazu. Doch er hatte die Gefahr der Entdeckung wohl erkannt und den Gedanken aufgegeben, dieses Versteck zu benutzen.

Ich selbst hatte den stillen Verdacht, daß die drei Gesuchten bei einem Bauern Unterschlupf gefunden hatten, dessen Häuschen in der Nähe von Tavistock in der Heide stand. Mein Verdacht gründete sich vor allem darauf, weil ein Mann, der eine frappierende Ähnlichkeit mit Levy Jones besaß, zwei Wochen zuvor sehr gründlich das Verzeichnis anhängiger und abgeschlossener Verfahren beim zuständigen Zivilgericht studiert hatte. Er hatte jemanden gesucht, der so hohe Schulden hatte, daß ihm das

Wasser bis zum Hals stand, und gegen diesen besagten Bauern waren in den letzten sieben Monaten dreißig Pfändungsbeschlüsse ergangen. Einige Zeit nach Billys spektakulärem Ausbruch war dieser Bauer plötzlich wohlhabend und kaufte sich sogar ein Automobil aus zweiter Hand. Vielleicht verleumde ich einen absolut unschuldigen Mann, und seine Behauptung, er hätte von einem Onkel in Australien fünftausend Pfund geerbt, ist die Wahrheit. Auf dem ganzen Dartmoor jedoch hatte bis dahin nie jemand etwas von australischen Verwandten von ihm gehört. Aber das ist ja alles nicht so wichtig. Jennings und ich fuhren jedenfalls nach Tavistock und pflanzten uns auf dem Bahnsteig auf, um jeden abreisenden Passagier einer genauen Musterung zu unterziehen. Zwei, drei Tage verstrichen, und die Flüchtigen waren nach wie vor unauffindbar. Am vierten Tag erhielt ich den telegrafischen Befehl zur Rückkehr, und auch Jennings bekam ein Telegramm, das wohl einen Rüffel enthielt, denn er zeigte es mir nicht. Der Zug, der um vierzehn Uhr siebenundfünfzig auslief war somit der letzte, den wir in Augenschein nahmen, ehe wir nach London zurückkehrten.

Es war ein regnerischer, unfreundlicher Tag. Ein kalter Wind pfiff über das Heideland des Dartmoor und jagte heulend um das Bahnhofsgebäude. Jennings ließ sich mit den Klischees, die bei Leuten seiner Mentalität bei solchen Gelegenheiten üblich sind, über den Sommer aus. Nur drei Passagiere nach London kamen auf den Bahnsteig: eine Dame, die dem Gepäckträger bekannt war; ein Handlungsreisender, der vom Gepäckträger ebenfalls erkannt wurde; und eine hochgewachsene verschleierte Dame.

»Die ist aber groß für eine Frau«, bemerkte Jennings.

»Da hat sie eben Pech gehabt«, meinte ich.

Diese drei und zwei mit Handschellen gefesselte Sträflinge, die von einem grimmig dreinblickenden Wärter beaufsichtigt wurden, waren die einzigen Leute auf dem Bahnsteig, als der Zug einlief.

»Gräßliche Kerle, was?« meinte Jennings mit einem Blick auf die Häftlinge in den düsteren Mänteln. Nichts Helles war an ihnen außer dem Blitzen der Handschellen,

Der kleinere der beiden Häftlinge - er reichte seinem Kameraden nur bis zur Brust - sumnte mit dünner Stimme ein Liedchen vor sich hin, bis der Wärter ihn mit einem barschen »Ruhe!« zum Schweigen brachte und sie dann beide in ein leeres Abteil dritter Klasse bugsierte, wo er die Jalousien herunterließ.

»Ich schaue mir diese Frau mal an«, verkündete Jennings. Er hatte die verschleierte Frau nicht einen Moment aus den Augen gelassen.

»Das würde ich lieber nicht tun«, entgegnete ich, und er warf mir aus zusammengekniffenen Augen einen scharfen Blick zu.

»Warum nicht?«

Ich zuckte die Achseln.

»Sie kann doch eine durchaus ehrbare Person sein, und Sie setzen sich nur ins Unrecht, wenn Sie sie auffordern, ihren Schleier zu lüften.«

»Ich tu's trotzdem«, erklärte Jennings mit plötzlicher Entschlossenheit.

Mit großen Schritten eilte er den regennassen Bahnsteig entlang und riß die Tür eines Erste-Klasse-Abteils auf, in das die Frau eingestiegen war. Sie saß allein darin.

»Entschuldigen Sie, Madam«, sagte Jennings und berührte flüchtig seinen Hut, »aber wir fahnden nach einem flüchtigen Sträfling.«

»Ich hoffe, Sie finden ihn«, erwiderte die verschleierte Person. Ihre Stimme war unverkennbar die einer Frau.

Dennoch war Jennings noch nicht zufrieden. Ihm reicht es nicht, ins Fettnäpfchen zu treten, er muß sich gleich hineinsetzen.

»Ich muß Sie bitten, Ihren Schleier zu lüften, Madam«, sagte er mit fester Stimme.

»Wie können Sie es wagen!« entgegnete die Frau empört. »Das kommt nicht in Frage!«

»Dann muß ich Sie bitten auszusteigen, damit ich Sie in Gewahrsam nehmen kann«, erwiderte Jennings.

Weder möchte ich hier das Handgemenge schildern, das darauf folgte, noch Jennings' ungezogenes Benehmen, der der Dame den Schleier einfach herunterriß. Ich möchte auch nicht auf den langen Briefwechsel eingehen, der sich nach dieser Episode zwischen dem Polizeipräsidenten und der Herzogin von Babbacombe - sie war es nämlich, die aus ganz persönlichen Gründen inkognito zu reisen wünschte - entspann. Ich will mich damit begnügen zu sagen, daß Jennings danach am Boden zerstört war.

»Nun, wir haben uns alle Mühe gegeben«, bemerkte er mit einem Aufatmen, als wir in den nächsten Zug nach London einstiegen. »Wenn es den Burschen gelungen ist, aus dem Gebiet von Dartmoor zu fliehen, dann nicht von Tavistock aus.« Ich hüllte mich in Schweigen. Billy hatte ich in der Maske des Wärters nicht erkannt - der graue Bart war ein richtiges Kunstwerk -, aber Levy Jones als Häftling Nummer eins und den kräftigen Thomson Dawkes als Häftling Nummer zwei hatte ich natürlich auf den ersten Blick erkannt.

»Ach, Billy ist ausgebrochen?« fragte Levy mit gut gespielter Überraschung. »Na, sowas, wer hätte das gedacht. Es würde mich interessieren, wie sie entkommen sind, Mr. Mont.«

»Mit einem Flugzeug vielleicht.«

»Sehr wahrscheinlich«, meinte Levy über seine Papiere gebeugt. »Ja, höchstwahrscheinlich.«

»Ich will Ihnen sagen, was ich glaube, Levy«, bemerkte ich - das Gespräch fand einen Tag nach unserer Rückkehr aus Tavistock statt. »Es gibt eine ganz ausgezeichnete Methode für einen Häftling, aus Dartmoor zu entkommen, wenn er nur die nötigen Verbündeten hat. Seine Kumpane verkleiden sich als Häftlinge, die in ein anderes Gefängnis überführt werden sollen, und der Ausbrecher maskiert sich als Wärter. Kein Mensch würde sie je aufhalten oder ihnen irgendwelche Fragen stellen, weil jeder davon ausgeht, daß ein Sträfling nicht in Sträflingskleidung mit Handschellen an den Händen flieht.«

Er blickte auf, und ein Lächeln blitzte in seinen Augen.

»Das ist ein ganz gerissener Plan, Mr. Mont. Schreiben Sie doch einen Roman.«

»Levy«, sagte ich freundlich.

»Ja, Mr. Mont?«

»Glauben Sie, daß Billy in sein Büro zurückkommt?«

»Wir werden ja sehen, Mr. Mont«, antwortete Levy.

»Leider sind wir nicht die einzigen, die das sehen werden. Das Haus wird nämlich von zwei luchsäugigen Polizeibeamten überwacht. Wenn ich den Verdacht hegte, daß Sie Billy versteckt halten oder irgendwie an seiner Flucht beteiligt waren, würde ich Sie natürlich nicht war-

nen, aber da ich Sie als einen pflichtbewußten Bürger kenne, muß ich Sie bitten, diesen beiden Beamten behilflich zu sein, soweit es in Ihrer Macht steht.«

Er nahm meine Hand und drückte sie.

»Mr. Mont«, versicherte er, »Sie können sich auf mich verlassen. Diese luchsäugigen Vertreter des Gesetzes haben das Büro bereits durchsucht, und ihre Luchsaugen haben nichts Unrechtes entdeckt. Sogar in den Schränken haben sie nachgesehen«, berichtete er. »Wenn Sie jetzt in Billys Zimmer gehen würden, schicke ich Ihnen einen ausländischen Gast hinein, einen Senor Tobasco aus Chile.«

Ich zögerte. Aber ich steckte schon zu tief in der Geschichte, um noch umzukehren. Ich drehte den Türknauf und ging hinein.

Am Schreibtisch saß Billy Stabbat und rauchte mit unverkennbarem Genuß eine Zigarre. Mir versagte die Stimme. Ich konnte ihm nur wortlos die Hand drücken, und kein Gedanke an Pflichtvergessenheit oder Verrat bedrängte mich. Mein Gewissen hatte an diesem Tag Urlaub.

»Ich bin froh, dich zu sehen, Billy«, stieß ich schließlich hervor. »Aber du gehst ein großes Risiko ein, nicht wahr?«

»Die Tür ist abgeschlossen«, erwiderte Billy unbekümmert, »und es gibt einen Weg aus diesem Haus, den deine Kollegen noch nicht entdeckt haben. - Mont«, sagte er dann, »wir müssen Mary aus dieser schrecklichen Lage befreien. Ich selbst werde es tun«, erklärte er langsam und betont, »denn ich habe den wahren Mörder von Sir Philip Frampton gefunden.«

»Was?«

Er nickte.

»Ich habe sogar mehrere Wochen lang mit ihm in einer Kolonne gearbeitet.« Er lachte leise. »Ich wette, George würde am liebsten die Wände hochgehen vor Wut darüber, daß ich abgehauen bin, aber er wird außerdem noch eine böse Überraschung erleben. Seinen Bruder habe ich ins Zuchthaus gebracht. Aber George«, sagte er beinahe genußvoll, »George wird hängen.«

Er drehte sich zu mir herum und faßte mich am Arm.

»Du bist ein feiner Kerl, Mont«, sagte er. »Ich habe dich in alle möglichen riskanten und gefährlichen Situationen gebracht, und ich hätte es dir nicht verübelt, wenn du nicht mehr mitgemacht hättest.«

»Was denn?«

»Nun, wenn du abgelehnt hättest, mir und Mary weiterhin zu helfen«, erklärte er. »Aber heute werde ich dir beweisen, daß du das Richtige getan hast und werde dich vor den anderen rechtfertigen. Komm heute nachmittag um zwei Uhr hierher und bring Jennings und den Polizeipräsidenten mit.«

»Den Polizeipräsidenten?« echote ich überrascht.

»Ja, deinen obersten Chef«, bestätigte er. »Ich werde mich ihm stellen, aber gleichzeitig werde ich den Beweis erbringen, daß Mary und ich an dem, was man uns vorwirft, unschuldig sind.«

Ich war höchst erstaunt.

»Und ich soll wirklich den Polizeipräsidenten und Jennings hierher mitbringen?«

Er nickte.

»Und du wirst sie hier empfangen?«

»Ja. Wir verbrachten die Nacht nach unserer Ankunft in London hier im Büro. Umgezogen haben wir uns im Zug. Sogar rasiert haben wir uns noch in aller Eile, ehe wir in Exeter ankamen. Levy ist ein Prachtkerl, nicht wahr?«

fragte er voller Bewunderung. Dann fügte er lebhaft hinzu: »Ja, ich möchte, daß du diese Leute zu einer Demonstration hierher bringst. Danach kannst du, da der Fall ja in deinen Händen liegt, noch einmal nach Dartmoor fahren und George Briscoe anklagen.«

Ich wollte meinen Ohren nicht trauen. Doch es war ihm ganz ernst, und so ging ich schließlich, während er sich wieder an den langen Brief setzte, an dem er bei meinem Eintreten geschrieben hatte. Ich vermute, er ging an Mary, denn wen sonst würde Billy »mein tapferer Liebling« nennen? Diese drei Wörter hatte ich nämlich entziffert.

Es war eine ziemlich kitzlige Angelegenheit, an den Polizeipräsidenten heranzutreten, und ich hatte etwas Angst, sowohl um Billy als auch um mich.

»Ich - ich hatte mit Stabbat Verbindung, Sir«, stammelte ich, worauf er sich in seinem Sessel herumdrehte und mich über den Rand seiner Brille hinweg fixierte.

»So, Sie hatten mit ihm Verbindung«, meinte er. »Und zu welchem Polizeirevier haben Sie ihn gebracht?«

»Zu keinem, Sir«, antwortete ich mit einer äußerlichen Ruhe, die nur gespielt war. »Der Mann ist unschuldig und ist ausgebrochen, um seine Unschuld zu beweisen.«

»Ach«, sagte der Polizeipräsident. Und nach einer quälenden Pause fragte er: »Wie will er das denn beweisen?«

Ich berichtete ihm, ich hätte wenige Minuten zuvor mit Billy telefoniert - was stimmte -, und er hätte mich gebeten, zwei Zeugen mitzubringen . . .

»Mich!« rief der Polizeipräsident und schlug auf den Tisch. »Ich wette, der Schurke sagte, Sie sollen *mich* mitbringen.«

»Sie und Inspektor Jennings, Sir«, erwiderte ich. »Ich weiß nicht, ob es mir gelingen wird, den Inspektor zu ü-

berreden . . .«

»Das überlassen Sie nur mir«, unterbrach mich der Polizeipräsident trocken, und um halb zwei saßen wir alle drei in einem Taxi zur Bond Street.

Ich hatte Jennings nicht gesagt, worum es ging. Er bekam deshalb beinahe einen Schlaganfall, als wir das Büro betraten, wo Billy uns erwartete, tadellos gekleidet, eine Zigarre im Mund, ein Blitzen des Triumphs in den Augen.

»Stabbat!« brüllte Jennings. »Ha! Jetzt haben wir Sie!«

Billy hob die Hand, um ihn zum Schweigen zu bringen.

»Sie haben mich, und Sie haben mich doch auch wieder nicht, Mr. Jennings. Ich habe Sie gebeten, heute hierher zu kommen, damit Sie mit eigenen Augen etwas sehen können, was Sie sich wahrscheinlich nicht einmal vorstellen können. Haben Sie gute Augen?«

»Mich können Sie nicht an der Nase herumführen«, donnerte Jennings.

»Doch, ich glaube, daß ich das könnte, wenn ich wollte«, entgegnete Billy mit einem freundlichen Lächeln.

»Wir werden ja sehen!« zischte Jennings.

Das war zuviel. Billy und ich, und im Hintergrund Levy, bogen uns vor Lachen.

»Was ist denn da so witzig?« erkundigte sich der Polizeipräsident verwundert.

»Das erkläre ich Ihnen später, Sir«, sagte ich.

Jennings, der vor Wut kochte, wandte sich an den Polizeipräsidenten.

»Ich weiß nicht, ob Sie darüber unterrichtet sind, Sir . . .« begann er, doch der Polizeipräsident winkte ab.

»Wir wollen uns anhören, was Stabbat zu sagen hat«, meinte er.

»Ich habe Sie gebeten, hierher zu kommen, meine Her-

ren, weil ich Ihnen demonstrieren möchte, wie in diesem Raum zwei Menschen von George Briscoe getötet wurden. Sie haben vielleicht schon von dem Mann gehört, Sir.«

»Sie meinen den kanadischen Verbrecher?« fragte der Polizeipräsident.

»Ganz recht, Sir. Ich meine den kanadischen Verbrecher. Seinen Bruder Tom brachte ich hinter Schloß und Riegel, aber George entging seiner gerechten Strafe. Er kam dann nach England, um es mir heimzuzahlen, daß ich seinen Bruder lebenslänglich ins Zuchthaus gebracht hatte. Er ist, wie Sie vielleicht wissen, einer der klügsten und geschicktesten Mechaniker in der Verbrecherwelt. Er und sein Bruder konnten jedem Schloß beikommen und wurden mit den kniffligsten technischen Vorrichtungen und Spielereien fertig.

Die Gelegenheit nun, die George suchte, bot sich ihm, als ich dieses Büro hier mietete. Er bestach den Polier und bekam die Arbeit, die er haben wollte. Ich erkannte ihn augenblicklich, ließ ihn aber gewähren, weil ich glaubte, er hätte nicht mehr im Sinn, als mich bei einer günstigen Gelegenheit niederzuschießen. Darauf wollte ich es ankommen lassen. Aber ich täuschte mich. George hatte etwas ganz anderes im Sinn!«

Jennings hatte sich in Billys Schreibtischsessel niedergelassen.

»Ich hoffe von Herzen, die Geschichte dauert nicht ewig«, bemerkte er bissig, doch der Polizeipräsident brachte ihn mit einem Blick zum Schweigen.

»Weiter, Stabbat.«

»Sein Plan war von einer so teuflischen Gerissenheit, daß ich nicht weiß, ob ich ihn dafür hassen oder bewundern soll. Ich habe inzwischen herausgefunden, daß er

zwei Tage ganz allein hier in diesem Zimmer verbrachte und während dieser Zeit eine automatische Pistole anbrachte, daß jeder, der auf diese Glocke drückte« - er deutete auf den Klingelknopf auf dem Schreibtisch - »augenblicklich von einer Kugel getroffen wird.«

»Das ist doch lächerlich«, warf Jennings ein. »Die Glocke da . . .«

Es ging blitzschnell. Noch ehe wir uns recht versahen, hörte ich Billys Warnruf, sah, wie er sich platt zu Boden warf, während Jennings' Daumen auf die Klingel drückte.

Es folgte ein ohrenbetäubender Knall. Eine Kugel pfiff über die gekrümmte Schulter von Inspektor Jennings hinweg, zerfetzte sein Jackett und schlug krachend durch die Fensterscheibe.

»Ja, die Glocke da«, sagte Billy, während er langsam vom Boden aufstand. »Und wenn Sie intelligenter wären, Mr. Jennings, wären Sie jetzt tot.«

Jennings war kreideweiß und zitterte wie Espenlaub, obwohl die Kugel ihm kein Härchen gekrümmt hatte, weil er zuvor den Sessel so weit vom Schreibtisch weggeschoben hatte, daß er sich weit vorbeugen mußte, um die Glocke zu erreichen. Sein Oberkörper hatte beinahe flach auf der Schreibtischplatte gelegen, als er auf die Klingel gedrückt hatte.

»Mein Gott!« stieß der Polizeipräsident hervor. »Wo kam die denn her?«

»Die Kugel kam aus dem Maul des entfernter stehenden Löwen. Warten Sie, ich zeige es Ihnen.«

Gemeinsam zogen er und Levy an dem marmornen Kopf, der sich abnehmen ließ, und stellten ihn zu Boden. Da sahen wir nun die Pistole, die fest einzementiert war, und den simplen elektrischen Auslöser.

»An jenem Abend, als eine gewisse Person glaubte,

meinen Freund, Mr. Dawkes, angeschossen zu haben, hatte Mr. Dawkes geläutet, um die Polizei herbeizuzitieren, die jemanden verhaften sollte.«

»Sie drücken sich sehr geheimnisvoll aus, Stabbat, aber ich glaube, ich verstehe Sie«, bemerkte der Polizeipräsident.

»Die betreffende Person, von der ich eben sprach, hielt zwar einen Revolver in der Hand, hatte aber gar nicht abgedrückt. Das weiß ich jetzt. Bis vor kurzem glaubte ich fest, sie hätte geschossen. Was Sir Philip Frampton zustieß, ist klar. Er schrieb einen Brief und stellte fest, daß die Feder kratzte. Er suchte nach einer neuen, sah die Klingel und läutete, um den Bürodiener kommen zu lassen. Die Kugel traf ihn direkt in den Kopf. Wie so viele, die durch einen Kopfschuß sterben, konnte er noch aufstehen und bis zur Mitte des Raumes torkeln, ehe er stürzte.

Der Polizeipräsident inspizierte die Pistole.

»Damit ist der Fall Mary Ferrera natürlich erledigt«, bemerkte er. »Ich vermute, sie war in beiden Fällen die ›betreffende Person‹, wenn ich mich auch nicht erinnern kann, Inspektor« - er warf mir einen forschenden Blick zu - »daß Sie ihre Anwesenheit erwähnten.«

»Ich habe sie auch nicht erwähnt, Sir«, erwiderte ich.

»Vielleicht haben Sie sie nicht gesehen oder nichts von ihrer Anwesenheit gewußt«, meinte mein oberster Chef und dann winkte er Jennings. »Sie können Ihrem Schöpfer danken, Jennings, daß das Experiment heute so glimpflich abgelaufen ist. Ich denke, Ihre beiden Männer vor der Tür können Sie abziehen.«

Ich hatte Freudentränen in den Augen, als ich mich an diesem Nachmittag von Billy verabschiedete.

»Ich bin gespannt, was Mary sagen wird«, meinte ich.

Billy sprach nicht die vier Worte, die ich erwartete.
Statt dessen sagte er:
»Gott segne sie!«